

Blauer Schmetterling

Flügel ein kleiner blauer Falter vom Wind geweht,
Ein perlmutterner Schauer, Glitzert, flimmert, vergeht.
So mit Augenblicksblinken, So im Vorüberwehn
Sah ich das Glück mir winken, Glitzern, flimmern, vergehn.

Hermann Hesse

Der Bote

Berichte aus der Brüder- und Schwesternschaft
des Rauhen Hauses

Nr. 1 | Juli 2023 | 112. Jahrgang

DAS RAUHE  HAUS

Brüder- und
Schwesternschaft



► **Gemeinschaft in Bewegung**

Umbrüche, Wandel und Übergänge *Seite 6*

„Schokofahrt“ – Resümee und Reisimpressionen *Seite 31*

Halt an

Liebe Brüder und Schwestern, liebe alle, kaum schreibe ich es, ist es schon vorbei. Die Zeit, der Moment, der Gedanke. Das gefällt mir nicht, ich möchte es festhalten.

Den schönen Moment, mit der ersten Tasse Kaffee am Morgen. Das Gespräch mit meiner Tochter. Das Lachen bei der Konferenz. Moment mal. Jetzt. Hier. Gerade eben.

Die Erinnerung an die Momente ist wieder da. Und ich entdecke: Es kommt immer wieder ein neuer Augenblick. Das ist richtig gut. So kann es gehen. Nicht vergessen, welche guten Momente da sind. Darauf vertrauen, dass meine Tage von ihnen durchzogen sind: von guten Augen-Blicken.

Eine beruhigende Maßnahme im verdichteten Alltag. Moment mal! Ich will nicht verloren gehen in aller Fülle der Welt um mich herum. Meine Aufmerksamkeit brauche ich für die Menschen, das Mitfühlen, das aktive Handeln, aber eben auch für mich.

Moment mal – halt an! So kann es sein. Das ist wirksam, schenkt neue Kraft.

In unserer Gemeinschaft suchen wir auch die bewussten Zeiten des Innehaltens bei den Einkehrtagen (S.XX) oder einem Klosterwochenende (S.XX).

Ein Lied mit den Worten des Mystikers und Theologen Angelus Silesius begleitet uns dabei:

*Halt an, halt an!
Wo läufst du hin?
Der Himmel ist in dir,
der Himmel ist in dir!
Suchst du Gott anderswo,
du fehlst ihn für und für.*

Das klingt nach im Alltag, mitten im Leben. Die Worte erinnern daran, Halt zu machen. Im Anhalten den Himmel spüren. Das ist ein wunderbarer Moment.

Ich wünsche allen Leser_innen himmlische Haltestellen.

Eure


Claudia Rackwitz-Busse



Das bringt der neue Bote:

DAS THEMA

- 6 Umbrüche
 6 Zukunftslabor des Zusammenlebens – Unser Beitrag zur lebenswerten Gestaltung einer Gesellschaft im Umbruch *von Volker Krolzik*
 12 Wandel *von Katharina Bloemberg*
 12 Übergänge – Verabschiedung von der Erwerbstätigkeit *von Johanna Kutzke*

AUS DEM ÄLTESTENRAT

- 14 Zukunftsprozess Neue Wege! Landkarte, Wegmarke und Ausblick *von Christine Noack und Claudia Rackwitz-Busse*

AUS DER GEMEINSCHAFT

- 20 Begegnung und Stille – Bericht vom Begegnungswochenende in Wentorf *von Rüdiger Fäth*
 23 Frühstück bei Wichern – Konvikttreffen Hamburg Nord *von Alexandra Koch*
 24 Eine bewusste Entscheidung für die Gemeinschaft?! Interview mit Luise Westecker *von Maria-Katharina Schulz*
 27 Jemand muss wachen – Ein Klosterwochenende bei den Benediktinern in Nütschau *von Dirk Drewelow*
 28 Auf den Spuren von Luther und Wichern in Wittenberg Frühjahrstreffen Konvikt Ostdeutschland *von Bernd Schindler*
 30 Rettungshäuser gibt es noch! *von Michael Schröpfer*
 31 „Schokofahrt“ – Resümee und Reiseimpressionen *von Elisabeth Draht*
 34 175 Jahre Diakonie Ordnung und Freiheit – Ambivalenzen in der Geschichte der Diakonie *von Sieghard Bußenius und Klaus-Rainer Martin*
 36 Assoziationen zu den Pausen- und Tischgesprächen Ergänzungen zum Artikel von Sieghard Bußenius und Klaus Rainer Martin *von Günter Grosse*

AUS DER HOCHSCHULE

- 39 Eine arbeitsintensive Nacht in der Hochschule *von Maria-Katharina Schulz*
 40 Gedanken zum Masterstudium *von N. Sothmann*

AUS DEM RAUHEN HAUS

- 44 Save the date! 190 Jahre Das Rauhe Haus
 45 Nachhaltigkeit: Thema nimmt Fahrt auf *von Reinhard Förtsch*

AUS DEM VEDD

- 46 Auf dem Weg in die Zukunft – Ältestenkonferenz 2023 in Ludwigsburg *von Arnica Mühlendyck*

ANSTÖSSE

- 49 Tankstelle für Geschwisterlichkeit *von Ute Zeißler*

52 PERSÖNLICHES

- 52 Nachruf auf Jürgen Suter *von Matthias Rietschel*
 54 Nachruf auf Harald Ihmig *von Ulfrid Kleinert*
 57 Nachruf auf Wilhelm Kurt Welzin *von Christian Heine*
 60 Nachruf auf Henning Balzer *von Iris Stehr, Elisabeth Waller und Claudia Rackwitz-Busse*
 64 Nachruf auf Carmen Friedrich *von Claudia Rackwitz-Busse und Hildegard Scheele-Fuchs*
 66 TERMINE
 68 EMPFEHLUNGEN
 68 Beten Frauen anders? *von Johanna Kutzke*
 69 Gartengeschichten
 70 Herzliche Einladung zum Segeltörn 2024 *von Luise Westecker*
 71 IMPRESSUM

Umbrüche

... prägen das menschliche Leben stärker als Kontinuitäten. Seien es geplante, erwünschte oder erhoffte, seien es befürchtete oder zu erleidende. Manche Umbrüche treten unerwartet ein, andere kündigen sich an, lassen sich erahnen oder bieten gar eine lange Zeit der Vorbereitung darauf an.

Wir haben Schwestern und Brüder gebeten, zu ihren Umbrüchen in Beruf, Familie, Beziehungen oder generellen Lebensumständen Texte – auch kleine Blitzlichter – aufzuschreiben und uns zur Veröffentlichung zu schicken. Sie sollen uns Einblicke ins Leben ermöglichen und uns bereichern.

Heute erscheinen die ersten drei, wir freuen uns über weitere Beiträge!

Das Redaktionsteam

6

Zukunftslabor des Zusammenlebens

Unser Beitrag zur lebenswerten Gestaltung einer Gesellschaft im Umbruch

„Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt“, sagt Jesus in der Bergpredigt (Mt. 5, 13f). Er ermächtigt und bevollmächtigt seine Leute, Salz und Licht zu sein. Wir sind es, weil er uns dazu macht. Damit spricht er seinen Schwestern und Brüdern eine hohe Relevanz für die Gestaltung der Welt zu. Wie sieht diese aus?

Der Soziologe Hartmut Rosa hat im vorigen Jahr einen vielbeachteten Vortrag gehalten, der anschließend auch als Büchlein erschienen ist. Der Titel lautet: Demokratie braucht Religion. Zur Beschreibung unserer Gesellschaft benutzt er den widersprüchlichen Begriff des „rasenden Stillstands“ und meint damit eine



Diakon Volker Krolzik, bis Oktober 2022 Theologischer Vorstand der Herrnhuter Diakonie

Gesellschaft, die systematisch und strukturell auf permanente Steigerung angewiesen ist, um sich zu reproduzieren und den institutionellen Status quo zu erhalten. Die Menschen und Institutionen wirken in ihrer Verschiedenheit zusammen und prägen sich gegenseitig. Sie leben

schon lange nicht mehr bedarfsdeckend. Vielmehr haben technische und sonstige Innovationen uns und unser Zusammenleben verändert und zu Beschleunigung und Wachstum beigetragen.

In früheren Gesellschaften haben Weiterentwicklung und Innovation immer dann stattgefunden, wenn es möglich wurde, mit der gleichen Energie mehr Ertrag zu erzielen oder mit weniger Energie den gleichen Ertrag. Die moderne westliche Gesellschaft muss aber immer mehr Energie investieren, um das Bestehende zu erhalten. Das führt sie in die aktuelle Krisensituation.

Das gilt für physische Energie wie auch für politische Energie. Der Motivationsaufwand gesellschaftlicher Verantwortungsträger wird immer höher. Denken wir nur an die Formel „Fördern und Fordern“. Und es geht auch um den wachsenden Aufwand an psychischer Energie, denn Beschleunigung, Innovation und Wachstum werden von Menschen erbracht. Wir müssen uns steigern und immer besser werden.

Dieses Steigerungsprogramm der Moderne hat wirtschaftlichen Wohlstand generiert und wissenschaftliche Entdeckungen hervorbracht. In seiner Dynamik hat es die Gesellschaft stabilisiert und war erfolgreich und verheißungsvoll, weil und so lange die Menschen das Gefühl hatten, für eine bessere Zukunft zu arbeiten. An den Grenzen des Wachstums angekommen, erkennen wir seinen hohen Preis. Und wir nehmen wahr, dass immer

mehr Menschen diesem Steigerungsprogramm nicht mehr gewachsen sind und/oder sich ihm verweigern. Das führt zu wachsender Polarisierung und Aggression in der Gesellschaft und zur Gefährdung des kulturellen Selbstverständnisses und unserer Demokratie.

Rosa misst an dieser Stelle der Religion eine besondere Bedeutung zu. Religionen – und insbesondere die Kirchen – schaffen Zeiten, Orte und rituelle Kontexte, in denen Menschen sich anrufen lassen, in denen sie in zweifacher Hinsicht *auf-hören*: Erstens Weil sie aus dem Hamsterrad der Alltagsbewältigung aussteigen, mit der Optimierung der Strukturen und Prozesse sowie des eigenen Selbst aufhören. Und zweitens weil sie auf etwas hören, das sie aus einem ganz anderen Sinnzusammenhang anspricht. Die himmlische Musik eines Johann Sebastian Bach zum Beispiel oder die großen Menschheitsgeschichten der Heiligen Schriften, die Stille eines Sakralraums oder die Kraft eines religiösen Rituals. Dieses *Auf-Hören* verändert Menschen und ihr Zusammenleben. Es verändert Gesellschaft.

Als Beispiel für die verändernde Kraft religiöser Symbole und Rituale will ich die friedliche Revolution im Herbst 1989 nennen. Das Politbüro-Mitglied Horst Sindermann sagte später: „Wir waren auf alles vorbereitet – nur nicht auf Kerzen und Gebete.“

Aus dem Auf-Hören entstehen Selbstwirksamkeit und Verbundenheit. Rosa

7

spricht von „Resonanz“. Religiöse Traditionen und Rituale sind auf die Vergegenwärtigung von Resonanzverhältnissen angelegt. Sie antworten auf die Resonanzsehnsucht vieler Menschen und versprechen: Den Grund meiner Existenz bildet eine Antwortbeziehung.

Diese Erkenntnis verändert die Beziehung des Einzelnen zu sich selbst, zum Nächsten und zur Welt. Und sie trägt zu einem Miteinander bei, in dem Individuen sich als wichtig und wirksam erfahren. Deshalb – so Rosa – ist Religion so wichtig für die Demokratie. Deshalb bedarf eine demokratische, moderne Gesellschaft der religiösen Praxis, die zweckfrei und nicht instrumentalisierbar ist.

Was bedeutet das für Diakon_innen, Diakonische Gemeinschaften und für die Diakonie?

Diakon_innen

Ihr Beruf ist durch drei besondere Merkmale gekennzeichnet:

1. Die unterstützende, helfende Aufgabe an Menschen und ihren Beziehungen.
2. Das kirchliche Amt mit geistlichem Auftrag und Segensverheißung.
3. Die Verbundenheit in einer diakonischen Gemeinschaft.

Sie arbeiten an den Schnittstellen von Kirche und Diakonie beziehungsweise Kirche und Gesellschaft. Die dafür erforderliche Kernkompetenz ist eine verbindende, die sie in einer doppeltqualifizierenden Hochschulausbildung erwerben.

Diakon_innen bringen ihre mehrdimensionalen Kompetenzen in die berufliche Praxis ein und verbinden sie dort zu einer ganzheitlichen Sicht der Menschen in ihren lebensweltlichen Bezügen und zu Handlungskonzepten. Deshalb müssen sie sprach- und sprechfähig und im theologischen wie im sozialwissenschaftlichen Diskurs bewandert sein.

Perspektivisch werden die Anstellungsverhältnisse in der verfassten Kirche noch weiter zurückgehen. In der Diakonie hingegen ist der Bedarf an qualifizierten und christlich identifizierten Fach- und Führungskräften riesig und wird weiter steigen. Und übrigens suchen auch andere freigemeinnützige oder staatliche Anstellungsträger verstärkt Fach- und Führungskräfte, die zum gesellschaftlichen und ethischen Diskurs in der Lage sind.

Diakonische Gemeinschaft

Wichern verstand die Brüderschaft als eine Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft von christlichen Männern, die den ihnen anvertrauten Menschen und auch unter einander wie Brüder verbunden sein sollten. Letzteres war relativ leicht zu realisieren, solange alle Brüder im Rauhen Hause arbeiteten. Nachdem er die ersten Brüder in andere Leitungsaufgaben entsandt hatte, kam der idealen Verbundenheit der Brüder untereinander und mit dem Rauhen Haus eine immer höhere Bedeutung zu.

Wichern gründete die Brüderschaft als verbindliches Netzwerk von diakonisch

Tätigen in „einander dienender Gesinnungs- und Berufsverwandtschaft“. Er sprach in diesem Zusammenhang von einer „Genossenschaft“, im Sinne einer „Verbrüderung gläubiger Männer zu einem gemeinsamen Wirken für das Reich Gottes unter Kindern oder Erwachsenen, unter Armen, Elenden, Verlassenen, Verirrten oder Verlorenen“. Dabei legte er großen Wert darauf, dass die Brüder im „evangelischen Geist“ wirkten, aber durchaus bei sehr verschiedenen Anstellungsträgern beschäftigt sein konnten. Eine organisatorische Anbindung der gesamten Brüderschaft an die verfasste Kirche lehnte er ebenso ab wie die Vorstellung, dass alle Brüder zwangsläufig ein Amt der verfassten Kirche bekleiden müssen.

Die von ihm gegründeten Gemeinschaften des Rauhen Hauses und des Johannesstifts waren deshalb keine Diakonenschaften, sondern Gemeinschaften von Menschen, die im Diakonat tätig waren. Auch heute begreifen sie die Mitglieder, die nicht lebenslang ins kirchliche Amt eingesegnet sind, als Bereicherung und Ergänzung. Sollte das nicht auch für gemeinde- oder religionspädagogisch ausgebildete Schwestern und Brüder gelten?

Bleiben wir aber bei den eingesegneten Diakon_innen: Warum ist für sie die Diakonische Gemeinschaft konstitutiv für die Ausübung ihres Amtes? Sie sind gut ausgebildet und wurden lebenslang zum Dienst in dem einen Amt der Kir-

che, das Evangelium von Jesus Christus in Wort und Tat zu vermitteln, ordiniert. Im Gegensatz zu dem anderen ordinierten Dienst der öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung (also dem Pfarramt), üben Diakon_innen ihr Amt häufig nicht im direkten kirchlichen Kontext aus, sondern nehmen es quasi mit an die diakonischen Handlungsorte, die oft von Kirchenferne sowie von materieller und seelischer Not geprägt sind. Damit sie in diesen Arbeits- und Lebenszusammenhängen ihre diakonische Berufung und ihre Bindung an Christus und die Gemeinde nicht verlieren, damit sie in der Auseinandersetzung mit menschlichem Elend und himmelschreier Ungerechtigkeit gestärkt werden, ist eine verbindliche Gemeinschaft notwendig und unbedingt erforderlich. Die Diakonische Gemeinschaft dient also der schwesterlichen und brüderlichen Begleitung und Seelsorge, der Stärkung und Schärfung des eigenen diakonischen Profils und sorgt für die verbindliche Fort- und Weiterbildung ihrer Mitglieder. Sie ist damit auch ein Instrument der Fürsorge der Kirche für „ihre“ Diakon_innen, die „in der Welt“ dem Auftrag der Kirche dienen – ganz unabhängig von der Anstellungsträgerschaft.

Die Diakonische Gemeinschaft ist weder der Zusammenschluss der Alumni einer bestimmten Ausbildung, noch ein Freundeskreis oder Berufsverband. Sie ist die lebenslange Gemeinschaft von diakonisch tätigen Schwestern und Brüdern,

die einander nicht ausgesucht haben, aber einander suchen.

Und damit ist die Diakonische Gemeinschaft ein *Zukunftslabor des Zusammenlebens*, das exemplarisch für die Kirche, für unsere pluralistische Gesellschaft und für die Demokratie steht. Sie ist quasi der Gegenentwurf zu einer von Individualismus und zunehmendem Narzissmus geprägten Gesellschaft, in der jeder für sich selber sorgt und damit für alle gesorgt ist. Es ist selten geworden, dass Menschen unterschiedlichen Alters, sehr verschiedener Prägungen, Lebenssituationen und Erfahrungen, an unterschiedlichen Orten – sich einander zuwenden, verbindlich füreinander da sind, Anteil nehmen, einander fördern und stärken, kritisieren und korrigieren, Spannungen aushalten, füreinander beten und nötigenfalls auch füreinander sorgen – bis zuletzt.

Das ist der Gegenentwurf zum „rasenden Stillstand“ der Gesellschaft und *ist gelebte Resonanz* im Geist Christi! Gelingt es uns, in diesem pfingstlichen Geist des Verstehens und der Verständigung zu leben und ihn in den aufgeheizten gesellschaftlichen Diskurs zu tragen? Ich bin fest davon überzeugt, dass unsere durchaus heterogene, bunte Gemeinschaft auch in Zukunft attraktiv ist, wenn sie auf Andere einladend zugeht und ihnen zuhört, wenn sie Vielfalt lebt und die damit verbundenen Spannungen nicht als Störung, sondern als Bereicherung empfindet.

Diakonie

Diakonie ist Kirche. Sie ist nicht nur Lebens- und Wesensäußerung der Kirche, sondern eine ihrer *Lebensfunktionen*. So wie niemand entscheiden kann, ob er atmet oder nicht. Denn wenn er nicht atmet, stirbt er. So kann Kirche nicht entscheiden, ob sie diakonisch tätig werden will oder nicht. Ohne Diakonie ist Kirche nicht Kirche, sondern tot. Denn Diakonie ist direkt in der Person Jesu begründet. Bei ihm bildeten Wort und Tat, Glaube und Liebe eine Einheit.

Deshalb findet Kirche statt, wo Diakonie ist. Das gilt insbesondere für die weitgehend säkularisierte Gesellschaft der Gegenwart. Nur noch eine Minderheit der Bevölkerung hat einen Bezug zu irgendeiner Kirche. Und außerdem gibt es neben den traditionell kirchlichen Sinndeutungen eine Vielzahl weiterer – aus anderen Religionen oder aus esoterischen oder ideologischen Überzeugungen.

In der öffentlichen Wahrnehmung taucht Kirche häufig als problematisch auf. Und auch ich bin oft erschrocken und manchmal verzweifelt darüber, wie selbstverliebt und selbstgefällig sich Kirche mit sich selbst beschäftigt. Insgesamt müssen wir nüchtern feststellen, dass die Relevanz von Kirche in der Gesellschaft – und ganz besonders bei der jungen Generation – rasant abnimmt. „Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen?“, fragt Jesus in Matthäus 5.

Gleichzeitig zeigen alle einschlägigen

Untersuchungen, dass das Vertrauen der Bevölkerung in die Diakonie wie auch in die Caritas deutlich höher ist und ihre Dienste als relevant und wichtig angesehen werden. Das gilt auch für viele junge Menschen. Weil sie diese Arbeit für sinnvoll halten, sind sie bereit, sich in der Diakonie zu engagieren. Nicht, weil es die Diakonie ist, sondern weil es sinnvolle und wirkungsvolle Hilfe für Menschen in Not ist.

Viele Menschen treten über die Diakonie in ein Resonanzverhältnis, in dem sie sich selbstwirksam wahrnehmen. Auch das ist ein Weg, mit Christus und seiner Kirche in Beziehung zu kommen. Dafür braucht die Diakonie kompetente Persönlichkeiten mit einem offenen, hörenden Herzen, die Vorbild sind und beraten – und die auch theologisch reflektiert und auskunftsfähig sind,

Seit Wichern das Konzept der Vereins- und Unternehmensdiakonie entwickelte, sind Brüder und Schwestern maßgeblich an dessen Umsetzung beteiligt, stehen dort für die theologische Sinnmitte ein und entwickeln die diakonische Unternehmens- und Führungskultur mit.

Alle Willigen sind eingeladen, in der Diakonie mitzuwirken. Sie sollen in eine von Wertschätzung, Diversität und Toleranz, Gerechtigkeit, Verlässlichkeit und Offenheit geprägte Gemeinschaft hineingenommen werden. Ich habe immer wieder erlebt, dass Mitarbeitende in dieser Dienstgemeinschaft gewachsen sind – auch im Glauben und einige sind sogar

in die Kirche hinein.

Selbst in einem innovativen diakonischen Unternehmen beheimatet, ist die Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses nicht (nur) auf die verfasste Kirche fixiert, sondern entwickelt in der Diakonie zeitgemäße Konzepte, wie die theologische Sinnmitte gelebt werden kann. Dazu gehören diakonische Basis-kurse ebenso wie religions- und kultursensible Ansätze diakonischer Arbeit. In der verfassten Diakonie ist sie deshalb gut vernetzt.

Fazit

Kirche hat Zukunft, weil sie Kirche Christi ist – und nicht von uns abhängt. Gleichzeitig wollen wir uns so einsetzen, als hinge die Zukunft der Kirche von uns ab. Eine unbequeme Fragerin und Mahnerin, eine diakonische Kirche, die Verbindungen schafft zwischen Menschen im Quartier, in Gemeinden und Regionen, in unserem Land und in aller Welt.

Als Gemeinschaft können wir dafür Modell und Zukunftslabor sein. Deshalb laden wir Menschen ein, sich uns anzuschließen. Auch die aus anderen Traditionen und Prägungen – und auch aus anderen Ausbildungsgängen. Alle, die in Jesu Nachfolge die Gesellschaft diakonisch mitgestalten wollen. Eine einladende, vielfältige, bunte Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses wird nicht ohne Wirkung bleiben – auf Diakonie, Kirche und Gesellschaft.

Volker Krolzik

Wandel

„Das ist aber mutig“ – das habe ich immer wieder gehört, wenn es um meine Stellenwechsel ging. Alle waren von mir bewusst gewählt und teilweise bewusst ins Leere.

Ja, das war vielleicht auch mutig, aber vor allem war es für mich notwendig, denn so, wie es war, war es für mich nicht passend. Nicht das passende Arbeitsfeld, nicht das passende Team oder nicht die passenden Weiterentwicklungsmöglichkeiten. Ich habe keinen dieser Wechsel bereut, denn sie haben mich genau dahin gebracht, wo ich heute bin und mich pas-



Diakonin Katharina Bloemberg, Referentin in der ökumenischen Arbeitsstelle im Ev.-Luth. Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein

send fühle. Wer weiß, wie lange sich dieses Gefühl hält, aber die Erfahrung zeigt mir, selbst wenn es vergeht, zahlt sich ein erneuter Wechsel aus.

Katharina Bloemberg

Übergänge

Verabschiedung von der Erwerbstätigkeit

Noch drei Monate bis zum Eintritt in eine neue Lebensphase. Ich habe bezüglich der Bezeichnung dieses Ereignisses „Wortfindungsstörungen“. Wie soll ich den Übergang in diesen neuen Lebensabschnitt nennen? „Ich gehe in Rente“. „Meine Berufstätigkeit endet“. „Ich verabschiede mich in den (Un-)Ruhestand“. So wird es sein. Aber ... das beschreibt nicht die Gefühle, Gedanken und Herausforderungen, die mit diesem Schritt verbunden sind. Die Reaktionen in meinem beruflichen und privaten Umfeld sind

gemischt. „Endlich. Freust du dich?“ „Du wirst uns fehlen.“ „Wirst du nicht etwas vermissen?“ „Was planst du?“ „Hast du ausreichend vorgesorgt?“ „Wie willst du deinen Abschied feiern?“

Rückblick. Vor 45 Jahren Eintritt in die Diakon_innenausbildung in Nazareth/Bethel und dann das Studium der Sozialpädagogik an der Ev. Hochschule des Rauhen Hauses. Examen, Einsegnung und die Aufnahme in die Brüder- und Schwesternschaft. Als Diakonin hat mich der „Dreiklang“ dieses Berufes durch

meine verschiedenen Arbeitsstellen begleitet: individuelle Hilfe für Menschen in schwierigen Lebenslagen, politische Einmischung für soziale Gerechtigkeit und spirituelle Begleitung im Alltag. In meiner Tätigkeit habe ich in den 80-er Jahren den Aufbruch der Gemeindepsychiatrie in Hamburg erlebt. Psychisch erkrankte Menschen konnten aus den Langzeitpsychiatrien in die ambulante Versorgung wechseln und so mit Unterstützung ein selbstbestimmtes Leben führen. Bis heute wird dieser sozialpsychiatrische Ansatz mit neuen Ideen und Projekten weitergeführt, wie an meinem Arbeitsplatz, wo wir Familien psychisch erkrankter Eltern beraten.

Darüber hinaus finde ich es wichtig, Erfahrungen, Können und Wissen weiterzugeben, so wie ich von vielen Menschen lernen und profitieren konnte und kann. Neben meiner Tätigkeit in der Fortbildung und Supervision von Kolleg_innen finde ich die Begegnung mit Studierenden der Ev. Hochschule spannend. Bei den jährlichen Hospitationen habe ich mich jedes Mal über das Engagement und das Interesse für den Diakon_innenberuf gefreut und darüber, dass die nächste Generation von uns „Sinnfluencer_innen“ unterwegs ist. Diakonie ist eine transgenerationale Gemeinschaftsaufgabe, deshalb ist die Brüder- und Schwesternschaft ein Schatz.



Diakonin Johanna Kutzke, bis August 2023 Beraterin in dem Projekt „Seelenhalt“ im Diakonischen Werk Hamburg

Dass andere Menschen weitermachen, nicht zuletzt die Kolleginnen meines Teams, die unter aktuell sehr schwierigen Rahmenbedingungen mein Angebot fortsetzen wollen, hilft mir, loszulassen. Ich glaube, dass ich Spuren hinterlassen habe, aber ich bin nicht unersetzlich. Die letzten Jahre habe ich lernen müssen, dass Alter, Krankheit und Nachlassen der Kräfte auch mich betreffen. Die neue Lebensphase wird mit Einschränkungen verbunden sein, aber auch mit einer großen Freiheit. Gleichzeitig gibt es die Verantwortung als „Boomerin“, deren Generation lange Zeit bessere Lebensbedingungen als unsere Eltern und vermutlich als unsere Kinder genießen durfte, sich weiter in der „Lobby für die Schöpfung“ zu engagieren.

Ich vertraue auf das Versprechen: „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan; ich will heben und tragen und erretten.“ (Jesaja 46, 4)

Johanna Kutzke

Zukunftsprozess *Neue Wege!*

Landkarte, Wegmarke und Ausblick

In den vergangenen Monaten habe ich mit vielen Brüdern und Schwestern gesprochen. Die einen fragen „Was ist eigentlich los?“ und hören interessiert, dass wir neue Wege gehen wollen. Die anderen sind bereits unterwegs und sagen: „Wann geht es weiter?“ und „Wo kann ich mitmachen?“. Wieder andere sagen: „Da will der Ältestenrat uns etwas verkaufen.“ Und auch: „Neue Wege? Das sind doch alte Spuren, das hatten wir doch schon immer.“

Die Fragen und Einschätzungen sind so vielfältig, wie unsere Gemeinschaft es nur sein kann. Das ist gut so. Der demographische Wandel, der sich in der Gesellschaft insgesamt zeigt, wirkt sich auch in unserer Gemeinschaft aus. Wir haben starke Jahrgänge, die in den nächsten Jahren in den Ruhestand gehen. Dadurch sinken auch die Beiträge der Mitglieder. Die Voraussetzungen der Nordkirche haben sich durch den gesetzlichen Rahmen verändert. Diakon_innen müssen keiner Gemeinschaft mehr angehören. Die Lebenswelten der Studierenden haben sich verändert. Wir brauchen andere Formen und Gelegenheiten, um Menschen für unsere Gemeinschaft zu gewinnen.

So blicken wir auf die Brüder- und Schwesternschaft wie auf eine große Landkarte. Wir sind derzeit unterwegs,

suchen alte Pfade und entdecken neue Regionen. Wir steigen auf Aussichtstürme, halten an Rastplätzen an. Wir vermessen die Landschaft und setzen Wegmarken zur Orientierung. In den kommenden Wochen wollen wir von unseren Erkundungen erzählen. Nach und nach, mit der Gelegenheit für Nachfragen, zum Mitmachen und zur kritischen Wegbegleitung.

Team der Landschaftsvermessung

Steuerungsgruppe Neue Wege aus dem Ältestenrat: Niclas Rabe, Ute Zeißler, Martin Leimbach, Claudia von Medem, Reinhard Förtsch, Claudia Rackwitz-Busse.

Expertinnen, die die Steuerungsgruppe unterstützen und beraten: Christine Noack und Jacinda Sroka.

Finanzen und Struktur: Niclas Rabe, Christan Heine, Andreas Theurich und Claudia Rackwitz-Busse.

Die erweiterte Arbeitsgruppe mit Birke Kleinwächter, Claudia von Medem, Katharina Bloemberg, Jens Schild, Dagmar Krok, Volker Krolzik, Katharina Seiler lotet die alten Pfade und neue Wege aus.

Wir haben uns bei unserer Entdeckungsreise mit allem beschäftigt, was wir in den vergangenen Monaten in Interviews, Workshops und bei Recherchen erfahren haben. In der Eilbotin und bei

Besuchen in den Konvikten haben wir informiert.

Standortbestimmung

Die Brüder- und Schwesternschaft ist Teil der Stiftung Das Rauhe Haus. Das ist in der Satzung der Stiftung und in unserer Ordnung benannt. Übrigens: Die erste Ordnung der damaligen Brüderschaft schrieb Johann Hinrich Wichern 1858.

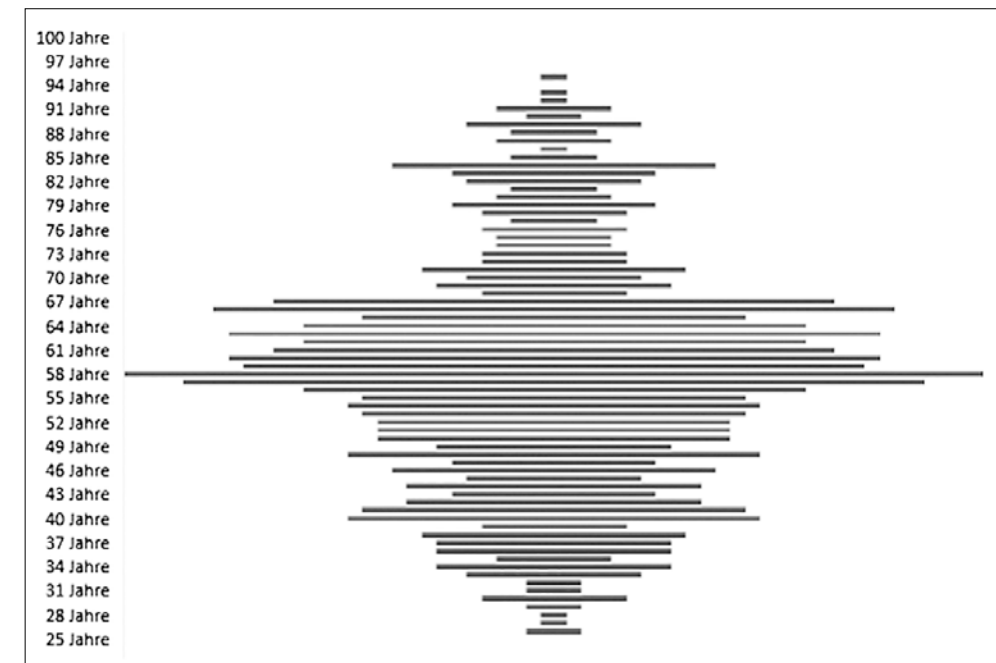
Mitglieder und Konvikte

Heute sind wir 606 Mitglieder, davon 237 Männer, 369 Frauen. Mit dem Blick auf die jüngere Generation lässt sich feststellen, dass es bei den unter 40-Jährigen

9 Männer und 54 Frauen sind. Die Zahlen führen zu der Feststellung, dass das durchschnittliche Mitglied weiblich ist, am Rauhen Haus studiert hat, im Großraum Hamburg lebt und, 58 Jahre alt ist, ihr Beitrag richtet sich nach Stufe 3. Es gibt zudem noch rund 70 Personen, die teilweise seit Jahren in der Vorbereitungszeit beziehungsweise jetzt Kennenlernzeit sind, ohne einzutreten oder sich einsegnen zu lassen.

Die Zahl der Austritte ist in den letzten beiden Jahren über das Zehnjahresmittel gestiegen, außerdem treten seit 2019 tendenziell mehr Menschen nach weniger als zehn Jahren Mitgliedschaft aus.

Alter der Mitglieder



Das Lebensalter bei Austritt ist eher 50 +. Wer sich entscheidet, aus der Kirche auszutreten, muss laut Ordnung auch aus der Brüder- und Schwesternschaft austreten.

Die Gemeinschaft ist in zwölf Konvikte gegliedert. Die Zahl der Austritte in den vergangenen zehn Jahren korreliert nicht mit der Größe der Konvikte. Es gelingt offensichtlich unterschiedlich gut, Beziehung und Bindung aufzubauen. Die Kennenlernzeit wird dabei teilweise als Barriere wahrgenommen.

Die Mitglieder nehmen in unterschiedlicher Form am Gemeinschaftsleben teil. Es gibt gebundene und (sporadisch) aktive, gebundene und passive als auch ungebundene Mitglieder.

Hochschule und Studierende

Die Hochschule als Ausbildungsstätte der Stiftung Das Rauhe Haus ist eine große Chance, die Brüder- und Schwesternschaft Studierenden bekanntzumachen und sie als Mitglieder zu gewinnen. Der überwiegende Teil der Mitglieder hat am Rauhen Haus studiert. Von 2012 bis 2018 sind durchschnittlich elf Studierende pro Jahr eingetreten, seitdem ist die Zahl auf 3,5 pro Jahr gesunken. Im letzten Jahr wurden keine Studierenden aufgenommen.

Aktuell sind die Gemeinschaft und die Hochschule strukturell durch die Mandate der Leitung der Gemeinschaft in den Gremien der Hochschule verbunden. Die Verbindung zwischen der Brüder- und

Schwesterschaft und der Hochschule wird durch die Leitung im Rektorat und die Theologieprofessor_innen zum Beispiel in der Delegiertenversammlung eingebracht. Die gute Zusammenarbeit ist an die handelnden Personen gebunden. Das Kollegium der Dozent_innen ist zum größten Teil mit neuen Personen besetzt, viele sind unter Coronabedingungen gestartet. Es sind neue Studiengänge entstanden. Die Tradition der Brüder- und Schwesternschaft beziehungsweise des Rauhen Hauses ist vielen nicht mehr bekannt. Es entsteht eine Lücke in der Vermittlung an die Studierenden.

Stiftung und Gemeinschaft

Die gemeinsame Tradition von Gemeinschaft und Stiftung ist identitätsstiftend für beide Seiten. Sie ist ein Reichtum und wirkt profilbildend für die Stiftung. Wo die positive Bindung gelingt, entsteht oft eine lebenslange Verbundenheit mit dem Rauhen Haus, der Gemeinschaft, dem Gelände und der Ausbildung. Die Stiftung kann in ihrer Personalsuche sowohl von der eigenen Ausbildungsstätte profitieren, in besonderem Maße, wenn sie Diakoninnen und Diakone einstellt. Diese können als „Ankermenschen“ das diakonische Profil der Stiftung leben und fördern. Verstärkt durch die Lehre in der Distanz während der Coronapandemie ist in den letzten Jahren wenig Bindung der Studierenden an Das Rauhe Haus oder die Brüder- und Schwesternschaft entstanden. Die Organisationsform der

Brüder- und Schwesternschaft und die Einbindung in die Stiftung stehen auf dem Prüfstand. Gleiches gilt für das Diakonienbüro und die Konviktmeisterei.

Die Geländeerkundung und Standortbestimmung haben uns ein klareres Bild der Stärken und Schwächen, Chancen und Risiken gezeigt.

Ausblick

Unsere Standortbestimmung enthält wichtige Erkenntnisse, mit denen wir uns auseinandersetzen. Zum Beispiel in der Delegiertenversammlung, dort ist der Austausch der Delegierten und Konviktleitungen über ihre Erfahrungen wichtig. Dies führt zu Ideen, Formen und Ritualen sowie Good-Practice-Beispielen, die für alle Konvikte transparent gemacht werden. Wir wollen die Gestaltung der Kennenlernzeit besser auswerten und be-

kanntmachen. Die Kontaktaufnahme zu den Personen in der Vorbereitungszeit/ Kennenlernzeit ist wichtig, auch die Frage: „Was hindert dich, einzutreten?“.

Die Frage nach der Form der Mitgliedschaft in der Brüder- und Schwesternschaft ist zu diskutieren. Kann sie auch unabhängig von der Kirchenmitgliedschaft ermöglicht werden? Wie können wir uns als geistliche Gemeinschaft öffnen?

Im Kontakt zu den Studierenden ist die Studierendenbegleitung (StuBe) der Brüder- und Schwesternschaft ein wichtiger Baustein. Angebote in der Lebenswelt der Studierenden sind gute Formate, um in Kontakt zu kommen. Dazu gehören zum Beispiel die Schreibnacht (siehe S. 39) und das Kaffeeangebot FOFFTEIN im Foyer der Hochschule. Wir wollen Studierende mehr und besser mit in die

Gelände erkunden

Unsere Stärken	Unsere Schwächen	
Eigene Ausbildungsstätte	Mangelnde Verzahnung Hochschule/BuS	
Beziehung	Fehlende Informationen zu Diakonie und BuS bei Studis	
Gemeinschaft (spirituell, lebenslang, generationenverbindend)	Strukturen, die nicht zur Lebenswelt passen	
Tradition	Fehlende Willkommenskultur in den Konvikten	
Berufliches Netzwerk und Interessenvertretung	Geringe Diversität	
Bereitschaft zum Engagement	Wenige Eintritte	Damit: Rückgang der Beitragssumme
Vielfältige Gaben	Alterung	
Chancen	Risiken	
Wunsch nach Sinn und Werten	Nutzenorientierung vs. Lebenslange Mitgliedschaft	
Präsenz von Mitgliedern in der Lehre (Bindung und Bildung)	Gemeinschaften sterben aus	
Erkennbarer Mehrwert der Mitgliedschaft	Wegfall der Gemeinschaftsbindung	
Kontakt zu potentiell Interessierten über das Studium	Geringere Zuweisung Nordkirche	
Keine andere Gemeinschaft in Norddeutschland	Gefährdung der Konviktmeisterei	
	Distanz der Stiftung zur BuS/organisatorische Entflechtung	

Start – Ziel

IST	SOLL
Starker Rückgang der Eintritte	Stabile jährliche Eintrittszahlen
Austritte nach weniger als 10 Jahren	Gemeinschaft als Lebensbegleitung
Durchschnittsalter Ende 50	Junge Geschwister gewinnen
Einnahmen sinken	Diakonenbüro + Konviktheisterei sichern
Gemeinschaft ist wenig präsent in Lehre und Ausrichtung der Ev. Hochschule	Gemeinsame Ziele und abgestimmtes Agieren von BuS und Ev. Hochschule
Studierende wissen zu wenig für den Eintritt	Studierende entscheiden sich wohl informiert
Kennlernzeit wirkt eher als Barriere zum Eintritt	Studierende kennen die Gemeinschaft und (einzelne) Mitglieder, fühlen sich willkommen
Konviktleben passt nicht zur Lebensrealität (junger) Geschwister	Es existieren vielfältige Formen gemeinschaftlichen Lebens

18

Angebote und Planungen einbinden. Es müssen mehr Brüder und Schwestern in der Lehre sichtbar und erlebbar sein. Zukünftig sollten Dozent_innen regelmäßig informiert und eingeladen werden.

Mit Blick auf die Stiftung ist die deutliche Benennung der Bedeutung der Verbindung der Brüder- und Schwesternschaft und der Stiftung zentraler Punkt. Das Hinwirken auf eine inhaltliche, räumliche und organisatorische Verortung der Brüder- und Schwesternschaft in der Stiftung auf dem Gelände.

Die Brüder- und Schwesternschaft hat ihre Stärke in der Schaffung von Gemeinschaft und Beziehung. Diese kann sie zum Beispiel über Mahlgemeinschaft oder andere Angebote für Studierende und Mitarbeitende einbringen. Das kommt der Stiftung zugute.

Die Brüder- und Schwesternschaft hat ebenso ihre Stärke bei spirituellen Begegnungsmöglichkeiten wie Andachten und

anderen Formen. Auch damit kann sie positiv für die Stiftung wirken.

Mitglieder der Brüder- und Schwesternschaft können die Tradition des Rauhen Hauses zum Beispiel im Rahmen von Führungen lebendig vermitteln.

Mit dem Ältestenrat und den Arbeitsgruppen, mit der Delegiertenversammlung und allen darüber hinaus interessierten Mitgliedern wollen wir nach der Sommerpause weiter vorangehen. Mit der Stiftung sind wir im Gespräch und werden eine Finanzierung und Struktur für das Diakonenbüro und die Leitung der Gemeinschaft konkretisieren und vorschlagen. Die Grundidee ist, dass es eine konkrete Vereinbarung mit der Stiftung über die Aufgaben der des Konviktheister_in in der Stiftung und der Hochschule gibt. Dass sie_er als zur Stiftung zugehörig definiert wird über die entsprechenden Stellenanteile und deren Finanzierung. Dass die Aufgabe der Leitung der

Gemeinschaft in einem Teammodell neu gedacht wird, und damit die ehrenamtlichen Aufgaben im Ältestenrat inhaltlich klar aufgestellt werden. Die Ideen und laufenden guten Erfahrungen in den Konvikten sollen Grundlage sein, wie wir das Gemeinschaftsleben breiter aufstellen und niedrigschwelliger werden für Interessierte und Studierende. Wir werden uns damit befassen, wie sich die Ordnung der Gemeinschaft anpassen müsste.

Im Herbst laden wir zu Diskursen ein und informieren weiter alle analog, digi-

tal und in Präsenz zu den oben genannten Aspekten, damit wir als Gemeinschaft zu guten, zukunftsfähigen Entscheidungen kommen.

Herzliche Einladung

Außerordentliche Mitgliederversammlung, Sonnabend, 11. November 2023 ganztägig im Wichern-Saal, Stiftung Das Rauhe Haus.

*Christine Noack,
Claudia Rackwitz-Busse*

19



Pastor Frank Puckelwald (ganz links) ist mit unserer Gemeinschaft seit mehr als 20 Jahren verbunden – hochgeschätzt als Meister der Spiritualität und der Meditation. Im Sommer 2023 geht er in den Ruhestand. Wir wünschen für alle Wege Gottes Geisteskraft!

Begegnung und Stille

Bericht vom Begegnungswochenende in Wentorf

Im Herbst letzten Jahres erhalte ich die Einladung zum Begegnungswochenende im Januar nach Wentorf. Ich melde mich umgehend an, soll es doch mein letztes derartiges Wochenende während meiner Berufstätigkeit sein. Im August des Jahres gehe ich in den Ruhestand.

Mein 17. Begegnungswochenende mit der Brüder- und Schwesternschaft soll es werden. Die Wochenenden laden meine

spirituellen Akkus immer nachhaltig für das ganze Jahr auf. Sie sind mein hauptsächlichster Bezugspunkt mit unserer Gemeinschaft.

Nach der Anmeldung erhalte ich aus dem Diakonenbüro die Antwort, wegen der vielen Anmeldungen sei ich nur auf der Warteliste gelandet. Nachdem sich Enttäuschung und leichter Unmut gelegt haben, sehe ich es als Chance:

Können sich auch mal Neue an den Wochenenden treffen. Das ist gut, denn ein bisschen fühlt es sich nach einer Art spirituellem Klassentreffen an, wenn sich zu oft die gleichen Geschwister dort einstellend geben. Ich füge mich willig in mein Wartelisten-Schicksal.

Am Freitag, den 27. Januar, werde ich um 14 Uhr angerufen: Ob ich spontan sei und doch noch am Begegnungswochenende teilnehmen könne? Ich brauche eine halbe Stunde, um loszufahren. Nach fast vierstündiger Fahrt komme ich in Wentorf an. Die Gruppe sitzt schon in vorbereiteter Runde, ich bin der letzte. Wer schon mehrmals dabei war, sieht sofort: Den Kreis prägt die typische Puckelwald-Akribie. Gleichmaß, Ordnung und Exaktheit – Franks Liebe zur Klarheit drückt Würde und Achtsamkeit zur liturgischen Form aus. Ich mag das.

Es beginnt mit der üblichen Einstiegsrunde. Mir scheint, wir sind eine biografisch etwas ältere Runde als sonst. Etliche erzählen von nicht mehr langer Arbeitszeit, einige von Erfahrungen mit ersten Rentenjahren. Ich habe gerade den Eindruck, dass sich eine Art grau-wolkige Ruheständigkeit breit macht, als Frank Puckelwald, zwei Plätze vor mir an der Reihe, von seinem Renteneintritt im Sommer erzählt. Glück gehabt, denke ich, habe ich doch gerade noch das letzte Wochenende mit Frank erwischt. Wie ein

Filter färbt dieses Thema von Abschied – Ende – Neuanfang daraufhin meine Wahrnehmung der kommenden zwei Tage.

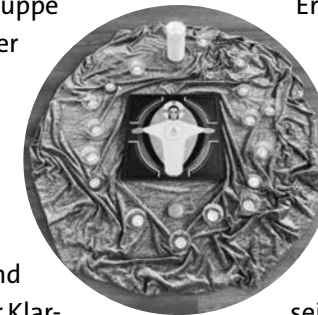
Das, was mir von jedem meiner Begegnungswochenenden dauerhaft in Erinnerung blieb, ist die gestaltete Mitte, sonst oft ein mittlerweile eher überstrapazierter Hinguck-Gimmick. Bei den Begegnungswochenenden steht die Mitte tatsächlich im Zentrum und strahlt etwas aus. Nicht der Blick wird angezogen, sondern Augen geöffnet für bisher nicht

Erkanntes.

Früher war mehr Lametta, denke ich beim Anblick der diesjährigen Mitte. Es liegt eine Ikone da, mit der ich gar nichts anzufangen weiß. Die obligatorischen

Teelichter, die Frank während seiner Impulse vor den Meditationen anzünden wird, rahmen das Bild ein. Von meinem Platz aus kann ich die Darstellung nicht richtig erkennen: Mir fällt nur eine Jesusfigur in kreuzförmig segnender Haltung auf. Das sei nicht mein Ding, urteilt es spontan in mir.

Ich erinnere mich an opulent gestaltete Mitten früherer Wochenenden. Dioramengleich inszenierte Szenen, jede einzelne Facette einladend, einen ganz eigenen Reflektionsroman für sich selbst zu entwerfen. Aber hier? Nichts dergleichen. Karg irgendwie. Eindimensional geradezu. Jedenfalls für mich. Als Gegenpart dazu mehr Bibeltexte als sonst.



Ich kenne diese Begegnungs- und Stillwochenenden als intensive Beschäftigungszeit mit jeweils einer biblischen Geschichte. Zwei Tage lang sich schweigend und hörend immer wieder eindenken und einbeten in ein und denselben Text. Sich der Botschaft Gottes offen aussetzen. Diesmal bieten uns Claudia und Frank gleich vier Evangelientexte. In allen stellt Jesus Fragen. Direkt, herausfordernd und provokant. Dreimal die Frage nach dem, was ich will und einmal nach meiner Position, meiner Haltung ihm gegenüber.

So viel Herausforderung, so viel Drängen auf meine eigene Meinung ist mir fast zu viel. Ich bleibe das ganze Wochenende hauptsächlich an dem ersten Text hängen, an Johannes 1, 32–39. Jesus fordert darin auf, mit ihm unterwegs zu sein, um zu erkennen, wo er hingehört. Jedenfalls klemmt sich der viel längere und anders formulierte Text so in mir fest. Das ist für mich das Bereichernde an diesen Wochenenden: Zunächst komplexe Dinge verdichten sich auf einen Kern, der sich mir einpflanzt und Wurzeln schlägt. In der anschließenden Zeit blüht dann was Neues in Verstehen und Verhalten bei mir auf. Seither höre ich die

Worte Jesu als Aufforderung: Sei in Bewegung, geh mit von hier nach da, nimm keine Position als unverrückbar an. Und sei achtsam für das, was geschieht. Denn das bewegende Christusgeschehen, das bin ich.“

Und noch etwas anderes bleibt bei mir. Diese vermeintlich karge Ikone. Allerdings komme ich erst drauf, als ich nach dem Wochenende mit Frank Puckelwald telefoniere. Diese Ikone, sagt er, sei ein Geschenk von Irene Dilling, seiner ersten Meditationslehrerin. Wie stimmig ist das denn bitte? Beim vermutlich (aber hoffentlich doch nicht) letzten Mal seiner Wochenendbegleitung bei uns teilt er ein Symbol des Anfangs. Mir fällt ein, was ich im biblischen Zusammenhang vom A und O, von Anfang und Ende gehört habe. Vom Ersten, das zum Letzten und vom Letzten, das zu Erstem wird. Immer Bewegung, immer Wandel. Umkehr als lebendiges Prinzip. Lebensprinzip, niemals fertig zu sein. Und das ist alles andere als karg. Danke Frank, für die vielen Impulse, die Du uns allen gegeben hast. Immer wieder. Da liegt eine besonders gesegnete Gabe auf Dir. Danke fürs Abgeben, Bruder!

Rüdiger Fäth



Im Alten Rauhen Haus 190 Jahren Geschichte nachspüren

Frühstück bei Wichern

Konvikttreffen Hamburg Nord

Am 22. 4. 2023 war es soweit: Das erste „Frühstück bei Wichern“ des Konviktes Hamburg Nord stand an. In unserem Konvikt hat sich vieles verändert, und auch die personelle Zusammensetzung hat sich aufgrund des Alters und auch teilweise der Berufs- bzw. Wohnortveränderung sehr verändert. Um das Konviktleben auch den Bedürfnissen der Einzelnen anzupassen, haben wir den Versuch gestartet, ein Konvikttreffen am Samstagvormittag zu veranstalten, damit auch Familien mit Kindern teilnehmen können.

So kam es, dass wir uns mit elf Erwachsenen und fünf Kindern im Kulturhaus

Bienenkorb getroffen und gemeinsam ein kunterbuntes Frühstück genossen haben. Nach ausgiebigem Klönschnack, Fußballspielen und Straßenkreidemalen haben wir mit Reinhard Förtsch eine Führung über das Stiftungsgelände gemacht und die eine oder andere Information erhalten, die wir noch nicht wussten. Bei der Besichtigung des Alten Rauhen Hauses war es sehr spannend, die alten Möbel im Museumszimmer zu bewundern.

Wir hatten bei traumhaftem Wetter ein entspanntes und schönes Konvikttreffen und freuen uns, wenn in Zukunft weitere Menschen daran teilnehmen.

Alexandra Koch

Eine bewusste Entscheidung für die Gemeinschaft?!

Interview mit Luise Westecker

24

Im letzten Heft ist eine meiner Kommilitoninnen zu Wort gekommen, die sich intensiv mit der Gemeinschaft auseinandergesetzt und sich dann gegen einen Eintritt entschieden hat. Dieses Interview wurde mit einer Diakonin und Schwester aus unserer Gemeinschaft geführt, die sich auch frei entscheiden konnte, ob sie sich ausschließlich einsegnen lassen oder auch die Gemeinschaft für sich annehmen wollte. Sie hat sich für die Aufnahme in die Gemeinschaft entschieden

Maria: Du hast dich neben der Einsegnung zur Diakonin ins kirchliche Amt auch für die Aufnahme in die Brüder- und Schwesternschaft (BuS) entschieden. Was war ausschlaggebend für diese Entscheidung?

Luise: Ich bin aufgewachsen in der kirchlichen Jugendarbeit, habe viele schöne Erfahrungen als Teamerin sammeln können und tolle Menschen kennengelernt, die zum Teil zu sehr guten Freunden geworden sind. Aus der Jugendarbeit wächst man aber ja bekanntlich mit der Zeit raus und für mich fiel damit auch der persönliche Bezug zur Kirchengemeinde weg. Die BuS war für mich eine willkommene und logische Alternative, eine neue Gemeinschaft mit christlichen Werten als Grund-

lage. In meiner Vorbereitungszeit wurde ich dann mit offenen Armen in meinem Konvikt willkommegeheißt und habe die Gemeinschaft seitdem sowohl privat als auch beruflich als Netzwerk schätzen gelernt.

Die Aufnahmen werden weniger, die Problematik haben wir beide an unserem Abschlussjahr erlebt. Was denkst du, könnten die Gründe dafür sein?

Ich glaube, dass die Gründe sehr vielfältig sind. Die meisten Studierenden sind nicht aktiv auf der Suche nach einer christlichen Gemeinschaft, kennen das zum Teil auch gar nicht aus eigenen Erfahrungen. Oder sie haben negative Erfahrungen mit Kirche gemacht.

Und gleichzeitig gab es bei uns damals keine niedrigschwelligen Angebote und Berührungspunkte, wo man als Studi ein Gefühl für eben diese Gemeinschaft bekommen konnte. Man musste schon selbst die Initiative ergreifen und sich auf den Weg machen, also die Motivation haben und die Ahnung, dass eine christliche Gemeinschaft etwas Positives und Gewinnbringendes für einen ist. Bis heute ist das bei uns im Jahrgang immer wieder Thema, was die BuS eigentlich ist und macht. Und bei der Frage geht es, glaube

ich, nicht um die theoretische Ebene, das kann man ja schnell erklären. Es geht um die emotionale Ebene, das Erleben und begreifen, was die Gemeinschaft der BuS ist oder auch in Zukunft werden könnte.

Was müsste sich deiner Meinung nach verändern, damit die Gemeinschaft wieder mehr Zuwachs bekommt. Oder: Müsste sich überhaupt etwas verändern?

Es müssten eben die genannten Berührungspunkte geschaffen werden, bei denen die Studis niedrigschwellig die Gemeinschaft der BuS erleben können. Dabei geht es zum einen darum, überhaupt erstmal Gesichter zuzuordnen. Und auch, dass Christliche der Gemeinschaft offen zu leben und dazu einzuladen. Dass wir als Studierende an einer evangelischen Hochschule studieren, haben wir damals nur am Namen der Hochschule und an einzelnen Seminarinhalten gemerkt. Aber nicht, wie das Hochschulleben gestaltet wurde. Hier kann die BuS eine wichtige Lücke füllen. Wie das konkret aussehen könnte, dazu habe ich verschiedene Ideen, die zum Teil auch im Austausch innerhalb des Semesters entstanden sind:

- Regelmäßige Gottesdienste zu christlichen Feiertagen (wie Ostern und Weihnachten) und zum Studienverlauf (Semesteranfang und -ende) für und mit der Hochschule
- Regelmäßige Andachten als spirituelles Angebot, etwa in der Mittagspause für

Mitarbeiter_innen und Studierende am Rauhen Haus

- Einbindung der Diakoniestudierenden in Andachten und Gottesdienste durch unbenotete Prüfungsleistungen innerhalb von Modulen, die mit der BuS gestaltet werden (ich weiß, Prüfungsleistungen kann man wahrscheinlich nicht einfach so ändern, aber es wäre eine Bereicherung auf vielen Ebenen: Erprobungsraum für Studis, Bereicherung des Hochschulalltags, erhöhte Motivation für eine Teilnahme, Schaffen von gemeinsamen Erlebnisräumen)
- Anbieten von relevanten Veranstaltungen, die für alle Studierende offen sind, zum Beispiel
- eine lange Nacht des Schreibens am Ende des Semesters für Hausarbeiten und ähnliches mit fachlichen, persönlichen und geistlichen Angeboten
- Vermittlung von Praktikumsplätzen fürs Praxissemester bei Geschwistern
- konviktübergreifende Reisen, zu denen Studierende auch eingeladen werden, um die Gemeinschaft zu erleben
- Feste (mit Tanz, Livemusik und Essen) zu Anlässen wie der Einsegnung neuer Diakon_innen in die BuS, um die Gemeinschaft gemeinsam zu feiern
- Reisen und Ausflüge innerhalb der Kurse für Diakonie mit Menschen aus der BuS, um die Gruppe der Studierenden zu stärken und gleichzeitig einen Übergang hin zu der Gruppe der BuS zu ermöglichen.

25

Kurz: Es sollte im Studium nicht über die BuS geredet werden, sondern mit vielen verschiedenen Menschen aus der BuS.

- Gründung eines Gremiums oder Arbeitskreises innerhalb der BuS, das alle Veranstaltungen für und mit Studierenden im Jahr organisiert und koordiniert. Das stellt sicher, dass die BuS kontinuierlich im Studium auftaucht und die einzelnen Veranstaltungen aufeinander abgestimmt sind. Für die Durchführung einzelner Veranstaltungen müssten sich viele weitere Geschwister aus der BuS finden. Denn einige der genannten Ideen wurden schon erprobt, allerdings in der Regel auf Initiative einzelner Geschwister (oder Studierender). Und wenn diese dann wegbrechen, fällt auch das Format in sich zusammen. Wie schade, das können wir besser!
- Veränderte Einstellung der BuS gegenüber den Studierenden: Die BuS ist nicht erst für die Studis verantwortlich, wenn diese sich für die BuS interessieren, sondern von Anfang an, sobald sie sich für das erste Semester einschreiben.

Für die Umsetzung der Ideen braucht es sehr viele Geschwister, die sich bei einzelnen Veranstaltungen einbringen. Dann ist es möglich, den damit verbundenen zeitlichen Aufwand auf viele Schultern zu verteilen, denn unser aller (Frei-)Zeit ist begrenzt.

Daher zum Abschluss noch eine Idee: Wie wäre es, bei der nächsten Vollversammlung einen Markt der Möglichkeiten zu integrieren, bei dem alle anfallenden Aufgaben im Jahr bis zur nächsten Vollversammlung vorgestellt werden? Dann gibt es einen Überblick, welche Aufgaben es gibt und es können sich auf kurzem Weg direkt Kleingruppen finden und Zuständigkeiten abgesprochen werden.

So viele Ideen, und es gibt sicher noch mehr. Lasst uns den Umbruch und die Veränderung, die jetzt auf uns zukommen, nutzen, um auch die Studierenden mehr mit ins Boot zu holen. Und ich bin mir sehr sicher, dass die vorgeschlagenen Ideen nicht nur den Studis, sondern auch uns als BuS gut tun würden. Denn für eine lebendige Gemeinschaft braucht es gemeinsame Erlebnisse!

Maria-Katharina Schulz



Im Kloster Nütschau gelingt gelebte und geteilte Gemeinschaft.

Jemand muss wachen

Ein Klosterwochenende bei den Benediktinern in Nütschau

In der Woche nach Ostern fuhren wir, zwölf Schwestern und Brüdern verschiedener Konvikte, für ein Wochenende ins Benediktinerkloster Nütschau bei Bad Oldesloe.

Wie schon im Vorjahr erlebten wir von Beginn an ein besonderes Gefühl der Gemeinschaft. Viele empfanden dies besonders intensiv, als wir zur Eröffnung den Choral „Christ ist erstanden“ anstimmten. Sehr verschiedene Menschen stimmten in die gemeinsame Hoffnung ein.

Das Thema des Wochenendes war mit

„Geistliche Gemeinschaft“ angekündigt worden. Wenig haben wir darüber gesprochen, noch haben wir im Verlauf eine präzise Definition erarbeitet. Wir haben die geistliche Gemeinschaft in unserer Brüder- und Schwesternschaft konkret gelebt und erlebt.

Am Samstag begleitete uns mit Bruder Simon ein junger Mönch der Klostergemeinschaft durch den Tag. Tief berührt wurden wir durch ein Gedicht von Silja Walter, einer Benediktinerin, einer außergewöhnlichen christlichen Zeitzeugin

beinahe des gesamten 20. Jahrhunderts, über „Das Kloster am Rande der Stadt“. Lange und intensiv haben wir darüber miteinander gesprochen. Insbesondere wohl, weil sich in diesem Text die Frage nach Grundlegung, nach Sinn und Wirkung von geistlicher Gemeinschaft so drängend ausdrückte, kam er uns so nahe.

Jemand muss wachen, heißt es bei Silja Walter, um Deine Ankunft zu melden, Herr. Über die Frage, ob denn eine geistliche Stellvertretung für die „Welt“ denkbar und richtig ist, gab es durchaus auch kontroverse Ansichten. Wachen ist unser Dienst. Wachen! schreibt sie weiter über den Dienst eines Klosters. Und auch dies war an diesem Wochenende eigenes Erleben: eine gesteigerte Wachheit. Wach

sein füreinander, besonders wach zu sein für Gott. In Gesprächen, in Gebeten der Mönche, die die Tagzeiten in der Kirche sangen, woran wir uns einfach anlehnen konnten, im gemeinsam gefeierten Gottesdienst und beim gemeinsamen Essen.

In der Schlussrunde am Sonntag sagten mehrere, sie seien an diesem Wochenende gesättigt worden. Damit war natürlich auch das wunderbare Essen gemeint, mit dem wir umsorgt wurden. Um vieles mehr aber drückte sich darin die Erfüllung aus, die eine geistliche Gemeinschaft schenkt, und die so herzerwärmend, nüchtern und klar erfahrbar wurde an diesem Klosterwochenende der Brüder- und Schwesternschaft bei den Benediktinern in Nütschau.

Dirk Drewelow

Auf den Spuren von Luther und Wichern in Wittenberg

Frühjahrstreffen Konvikt Ostdeutschland

Es war alles gut vorbereitet für das Treffen, auch ein plötzlicher Wildunfall unseres Konviktältesten Guido Merten auf dem Weg nach Wittenberg brachte den Ablauf nicht ins Wanken. In der Schlosskirche, die gleich neben der Jugendherberge liegt, erfuhren wir am Frei-



tagabend geschichtliche Zusammenhänge. Hier hielt Johann Hinrich Wichern 1848 seine berühmte Stegreifrede. Sein Porträt zeugt noch heute unübersehbar davon.

Thematisch beschäftigten wir uns am Samstagvormittag mit der GFK, der gewaltfreien Kommunikation.



Große Gemeinschaft mit allen Generationen, die an heiligen Mauern Rückenstärkung bekommt

Schwester Johanna Zimmer, ebenfalls Konviktälteste, hatte sich darauf vorbereitet und auch ihren Vater, der als Gefängnisseelsorger arbeitet, eingeladen. Sie führten uns eindringlich vor Augen, wie wichtig ein achtsamer Umgang mit der Sprache ist.

Für unser quirlig lebendiges Familienkonvikt war die Jugendherberge direkt im Zentrum von Wittenberg ein guter Ort. In unsere Treffen versuchen wir immer auch touristische Aspekte einzubauen. Diesmal war es das große 360°-Luther-Panoramabild von Yadegar Asisi. Hier bekamen auch die Kinder ihre eigene Führung und wir alle staunten über die vielen kleinen Details. Auch das gemeinsame Singen kam nicht zu kurz. In der mittelalterlichen Fronleichnam-Kapelle

begrüßten wir aus vollem Herzen den schönen Frühling.

Am Abend brachten uns die Geschwister Anne Goerke, Greta Ziese und Sven Bahlmann die abwechslungsreiche Konviktgeschichte nahe. Durch projizierte Fotos und Erzählungen bekamen wir Jüngeren bewegende Einblicke und erfuhren von teilweise konspirativen Ost-West-Begegnungen. Dabei gedachten wir auch unserer jüngst verstorbenen Geschwister Peter Goerke, Claudia Held und Eleonore Adam.

Ein Gottesdienstbesuch am Sonntag in der Schlosskirche rundete dieses schöne und erlebnisreiche Treffen ab. Wir fühlen uns alle beschenkt und in der Gemeinschaft gestärkt.

Bernd Schindler

Rettungshäuser gibt es noch!

Aus einer evangelischen Tradition heraus lohnt sich der Rückblick auf einen Teil Geschichte, der heute unter den Anforderungen von Wirtschaftlichkeit, Management und Fusionen fast vergessen scheint.

An drei Orten in Deutschland begann die Rettungshausbewegung. In Thüringen mit Johannes Falk, im Rheinland mit Graf von der Recke Volmerstein und in Basel/Beuggen mit Christian Friedrich Spittler und Christian Heinrich Zeller. Im Jahr 1845 gab es 22 Anstalten in Württemberg, 20 in der Schweiz, drei in Baden und 16 verteilt über Deutschland sowie in Europa. Eines dieser Rettungshäuser, das der süddeutschen Schiene zuzuordnen ist, ist die Hardtstiftung in Karlsruhe. Einer der Höhepunkte dieser Bewegung war Das Rauhe Haus in Hamburg sowie die Gründung der Inneren Mission durch Johann Hinrich Wichern.

Wie sehr die einzelnen Einrichtungen miteinander vernetzt waren, ist in Schriften und Briefen aus dieser Zeit ersichtlich, in denen man sich inhaltlich und persönlich ausgetauscht hat: wie unser Verhältnis gegenüber unseren Nächsten ist, wie wir unseren Glauben in ein gesellschaftliches Tun übersetzen wollen und wie wir uns eine positive Zukunft vorstellen.

Was aber ist aus diesem „Anstalten“ geworden? Gerade Das Rauhe Haus, aber auch andere Einrichtungen und Aus-

bildungsstätten, bemühten sich, „ihre“ Häuser mit Leitungsnachwuchs zu versorgen. In einem sich zunehmend säkularisierenden dritten Sektor ist dies jedoch eine besondere Herausforderung geworden. Begriffe wie Nächstenliebe weichen dem Begriff der sozialen Dienstleistung, der Gedanke der institutionellen Mission wird überlagert von der notwendigen Behauptung am sozialen Markt und der Renditeerwartung der Shareholder.

Nachhaltigkeit bedeutet jedoch, Leitlinien und Grundsätze der Rettungshausbewegung wertkonservativ, aber normoffen in die jeweilige Gegenwart zu übersetzen und die Vision einer gelingenden Zukunft den Betreuten, Bewohner_innen und Mitarbeitenden zugänglich zu machen. Es ist zu einer besonderen Herausforderung geworden, diese Nachhaltigkeit, die vor allem in Personen liegt, zu erhalten, ohne damit zu ängstigen.

Im Rückblick, nach 28 Jahren in Leitung der Hardtstiftung, erkenne ich vieles, was mir am Anfang nicht zugänglich war, und empfinde das heute als Geschenk und Bereicherung. Dazu zählt insbesondere der kritische Rückblick auf die 1950-er, 60-er und 70-er Jahre in der Heimerziehung. Dem klugen und verantwortungsbewusstem Wirken meiner Vorgängerinnen und Vorgänger in der Hardtstiftung ist es zu verdanken, dass sich die Hardtstiftung immer an dem Wohl und dem

Schutz der Bewohner_innen, Betreuten und Mitarbeitenden orientiert hat.

Aber wie mag es für unsere Einrichtung weitergehen? Es scheint anachronistisch, sich nach 173 Jahren Einrichtungsgeschichte mit bisher sechs Vorgänger_innen nun auf die kommende Leitung vorzubereiten. Fast wie in einem Familienbetrieb, in dem man hofft, aus der Familie jemanden zu finden, der gerne in diese Aufgabe hineinwachsen möchte. Das aber suchen wir: eine Schwester/einen Bruder, die mutig nach vorne blicken will und Freude daran hat, mit einem

kompetenten und agilen Leitungskreis und in der persönlichen Begegnung mit den Menschen, die unserer Hilfe und Unterstützung bedürfen, die Mission der Rettungshäuser weiter zu verwirklichen.

Wir werden zum September 2023 die Besetzung des Vorstandes ausschreiben und laden herzlich Schwestern und Brüder ein, die sich dafür interessieren könnten, uns mit ihrer Familie vor der offiziellen Ausschreibung zu besuchen. Um zwei Hotelübernachtungen und Frühstück kümmern wir uns.

Michael Schröpfer

„Schokofahrt“

Resümee und Reiseimpressionen

Im Frühjahr unternahmen unsere Schwester Elisabeth Draht und ihr Mann Siegfried Draht eine ungewöhnliche Reise. Mit dem E-Rollstuhl und Trike-Fahrrad plus Schlafwagen fuhren sie von Egestorf nach Amsterdam. Dort trafen sich aus allen Himmelsrichtung Lastenradfahrer_innen bei der Manufaktur Chocolate Makers. Zweimal im Jahr ist es ein großes Ereignis, wenn die leckere Bioschokolade emissionslos von der Bohne bis zum Endverbraucher transportiert wird. In Hamburg wurde dann auch die Brüder- und Schwesternschaft stilvoll beliefert.

Nun ist sie also vorbei, unsere Schokofahrt nach Amsterdam mit Rollstuhl und Trike-Fahrrad plus Schlafwagen. 26 Tage waren wir wandernd unterwegs, haben zwischen dem 27. März und 21. April 2023 jeden Tag mit 6 bis 8 km/h 25 bis 50 Kilometer zurückgelegt, haben herausgefunden, wie wir die Bat-

teriekapazität optimal ausnutzen, ein Gleichgewicht finden zwischen der besten Geschwindigkeit und den nötigen Intervallen, unterwegs nachzuladen. Denn langsam fahren bedeutet mehr Kilometer schaffen. Klar war schon gegen Ende der Reise, dass wir es unbedingt wieder machen wollen. Es hat viel von



Umweltfreundliche Anlieferung der leckereren Schokolade aus Amsterdam: Claudia Rackwitz-Busse staunt über die ungewöhnliche Unternehmung von Elisabeth und Siegfried Draht.

einem Urlaub, dieses Gefühl, herauszugehen aus den gleichmäßigen Trott, das Bekannte verlassen, Neues wagen, den Kopf frei kriegen. Vielfach habe ich einfach nur Eindrücke aufgenommen, Geräusche, Bilder, einfach das Hier und Jetzt erleben, denn unterwegs braucht man nichts weiter zu tun, als zu fahren.

Allerdings, Möglichkeiten, miteinander zu sprechen, hätten wir uns tatsächlich mehr gewünscht, denn das war oft wegen des Verkehrslärms und der Unmöglichkeit, nebeneinander zu fahren, über Kilometer sehr erschwert. Ich erinnere mich mehr an schöne Unterhaltungen an den Orten, wo wir übernachteten, bei

den Ladestopps oder beim Abendessen. Einmal aßen wir sogar im griechischen Restaurant und sprachen genüsslich über die Erinnerungen aus Siegfrieds erster Griechenland-Begegnung.

Weiter haben uns die Menschen auf unserem Weg sehr bereichert. Es gab viele neugierige Fragen und Kommentare zu unserem Schlafanhänger, ungläubiges Staunen und Anerkennung, dass wir diesen ganzen Weg quasi zu Fuß zurücklegen. Einzelne Begegnungen waren so tief, dass sich daraus Freundschaften entwickeln können. Auch das ist ein starkes Motiv, diese Reise noch einmal zu unternehmen.

Apropos Kraft, ich war sehr erstaunt, wie gut mein Körper die permanente Anstrengung vertragen hat. Ich konnte mich ja nicht mittags ausruhen wie sonst, und wäre tatsächlich einige Male fast während des Fahrens im Rollstuhl eingenickt – dieser gefährliche Sekundenschlaf, den auch Autofahrer kennen. Manchmal, besonders gegen Ende der Tage, war meine Halsmuskulatur so müde, dass ich öfters den Kopf nicht mehr drehen konnte, sondern nur eine ganz bestimmte Haltung beibehielt, damit der Kopf mir nicht zur Seite fiel. Das habe ich nach der Reise noch einige Tage so gespürt. Ansonsten hatten wir beide während der ganzen Tour keine körperlichen Beschwerden, allerdings hat Siegfried sich in einem angespannten Moment den Finger umgeknickt.

Für uns beide war es auch eine Zeit der intensiven Zusammenarbeit, auf so einer Fahrt kann man sich noch weniger als sonst aus dem Weg gehen und es gibt so gut wie keine Zeiten, wo jeder etwas für sich macht. Wir haben es aber selten als Belastung erlebt, allerdings manche

Wünsche nach bestimmten Aktivitäten auf die Zeit danach verschoben. Lesen und Sprachenlernen war nicht drin. Feuermachen oder Filmegucken kamen aus Zeitgründen kaum vor. Wir fühlten abends meist so etwas wie gesunde tiefe Müdigkeit nach körperlicher Arbeit und schliefen früh ein. Daraus entwickelte sich aber auch ein angenehmer Rhythmus, und so stand das Reisen selbst ganz im Fokus unseres Tuns. Auf einer nächsten Reise wird vieles ganz anders sein, das wissen wir schon jetzt. Nicht nur, weil wir ein paar Dinge gelernt haben, sondern auch, weil wir Neues ausprobieren werden, schon in den nächsten Monaten bei kleineren Touren, möglicherweise sogar noch einen andersartigen Schlafwagen konstruieren ...

Also, es geht weiter. Äh, und die Schokolade? Wie kommt die denn jetzt in eurer Geschichte vor?

Ja, die kommt vor, auch wenn die Wanderung an sich schon ein einzigartiges und beglückendes Erlebnis war. So ein wundervolles Ziel für die Reise zu haben, war ein toller Ansporn, und anderen ganz und gar emissionsfreie Schokolade zu bringen, ist auch etwas Schönes. Der Besuch in der Manufaktur Chocolate Makers hat uns sehr begeistert, besonders ihre so hingebungsvolle Umsetzung der emissionsfreien Herstellung, bei allen Herausforderungen, die das mit sich bringt. Da freuen wir uns wirklich, sie mit unserem Transport unterstützen zu können.



Klönsschnack by the way

Elisabeth Draht

175 Jahre Diakonie

Ordnung und Freiheit – Ambivalenzen in der Geschichte der Diakonie

34

Aus Anlass des 175. Jubiläums fand am 20./21. April 2023 in Bethel unter dem Thema „Ordnung und Freiheit – Ambivalenzen in der Geschichte der Diakonie“ eine Fachtagung statt. Vom Rauhen Haus nahmen außer dem Vorsteher Andreas Theurich die Diakonin Christine Noack und die Diakone Sieghard Bussenius, Günter Grosse und Klaus-Rainer Martin teil. Wohltuend war, dass es sich hier nicht um eine große Jubiläumsfeier mit Lob und Auszeichnungen handelte, sondern um eine Fachtagung mit Raum zum Nachdenken – auch über Probleme und Fehler, welche im historischen Rückblick gesehen werden. Diskutiert wurde über Konsequenzen, die sich für die Zukunft aus unterschiedlichen Blickwinkeln ergeben.

Nach der Begrüßung durch den Präsidenten der Diakonie, Pastor Ulrich Lilie, befasste sich Prof. Reiner Anselm aus München mit dem Begriff „Freiheit“ und den unterschiedlichen Sichtweisen darauf – von der Reformation bis heute. Dabei wies er auf die Gefahren hin, welche insbesondere im Umgang mit beeinträchtigten Menschen bestehen, wenn durch Betreuerinnen und Betreuer aus „assistierter Freiheit“ Übergriffigkeit wird, und wenn die Einschränkung der äußeren

Freiheit auch zu einer Einschränkung der inneren Freiheit führt, wie etwa im Strafvollzug oder in der geschlossenen Heimerziehung. Zudem zeigte er auf, wie der evangelische Freiheitsbegriff immer wieder auch kritisch gesellschaftliche Gegebenheiten hinterfragen kann.

Prof. Norbert Friedrich aus Kaiserswerth machte in seinem Referat deutlich, dass Freiheit immer auch in Bezug zu einer gewissen Ordnung und Struktur zu sehen ist, insbesondere im Hinblick auf die Gründung von Einrichtungen. Dabei entwickelten Persönlichkeiten wie Wichern (männliche Diakonie), Fliedner (weibliche Diakonie) oder Löhe bei einer Veränderung der evangelischen Kirche durch die Innere Mission immer auch patriarchalische Züge. So war z. B. für die Brüder im Rauhen Haus oder die Schwestern in Kaiserswerth die Praktizierung von Freiheit nur im Rahmen der jeweiligen Anstaltsordnung möglich.

Prof. Hans-Walter Schmuhl aus Bielefeld ging in seinem Referat der Frage nach, wie sich in den Anstalten der Inneren Mission die äußere Ordnung der jeweiligen Einrichtung auf die freie Willensentscheidung der zu Betreuenden, z. B. entlassene Strafgefangene, Menschen mit geistiger Behinderung, so genann-

te „Verhaltensauffällige“, ausgewirkt hat, wie sich der reformatorische Freiheitsgedanke („Von der Freiheit eines Christenmenschen“ – Luther) durch die Erweckungsbewegung des Pietismus verändert hat, und welchen Einfluss diese Entwicklung auf das Verhältnis zwischen Kirche und Staat hatte.

Prof. Ute Gause aus Bochum widmete sich der Frage, welche Auswirkungen die äußere Ordnung einer Einrichtung auf die Entwicklung der inneren Freiheit, insbesondere in der weiblichen Diakonie, bei den Diakonissen hatte, welche bewusst in einer „frei gewollten Ordnung“ lebten. Bei ihnen wurde und wird von Außenstehenden insbesondere das hohe Maß an Selbstverleugnung wahrgenommen, welches in der heutigen Zeit nicht mehr aktuell ist und dazu geführt hat, dass heute die weibliche Diakonie immer mehr in Vergessenheit gerät. Zugleich bestünde, so Frau Gause, ein starkes Missverhältnis zwischen der Bedeutung der weiblichen Diakonie und ihrer öffentlichen und auch wissenschaftlichen Wahrnehmung.

Prof. Dagmar Herzog aus New York problematisierte, dass insbesondere im Hinblick auf die „Euthanasie“ im Dritten Reich und die Diskussion um die Tötung „lebensunwerten Lebens“ im vorigen Jahrhundert, sowie die Haltung der Inneren Mission, welche sich in einzelnen Anstalten nicht gewehrt hat und in größeren Teilen stattdessen einer Zwangssterilisation „erbkranker“ Menschen

(Eugenik) zugestimmt hat. Damit hat die Innere Mission tiefe Schuld auf sich geladen. Erst in der heutigen Zeit erkennt man, dass jede Abweichung von der sogenannten „Normalität“, jedes Anderssein zur Vielfalt göttlicher Schöpfung gehört und nicht auf irgendeine Sünde zurückzuführen ist, wie das Pietismus und Erweckungsbewegung gedanklich nahegelegt haben.

Prof. Gerhard Schäfer aus Mosbach stellte in seinem Referat vor, wie sich die ehemalige Innere Mission zur heutigen Diakonie entwickelt hat. Während die Innere Mission vor allem der Zusammenschluss von Anstalten und Einrichtungen war, entwickelte sich nach dem zweiten Weltkrieg daneben das evangelische Hilfswerk, welches auch die gemeindliche Diakonie mit einbezog. Beide schlossen sich später zum „Diakonischen Werk“ zusammen. In neuester Zeit spricht man nur noch von der „Diakonie“ als einem Wohlfahrtsverband unter evangelischer Ausrichtung, wobei das Verhältnis zur wortverkündenden Kirche nicht immer einfach ist. Ebenso muss Diakonie als Wohlfahrtsverband darauf achten, nicht nur die ordnenden Bestrebungen eines Sozialstaates zu stützen und sich von den finanziellen Ressourcen des Staates abhängig zu machen, sondern immer auch eigene Akzente zu setzen und ein christliches Verständnis vom Menschenbild zu vertreten.

Alle Referate wurden von Professorinnen und Professoren gehalten. Da es sich

35

um eine historische Rückbesinnung handelte, war es wichtig, ausgewiesene Historiker_innen zu den einzelnen Themen zu hören, welche zur jeweiligen Thematik bereits geforscht und veröffentlicht haben. Gelegentlich hätte man sich jedoch ergänzende Darstellungen mit der Sichtweise von Diakoninnen, Diakonen und Diakonissen aus der Praxis gewünscht.

Jedem Referat schloss sich eine Fra-

gerunde und Diskussion an, in welcher auch die Meinungen der achtzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung zu Wort kamen. Außerdem fanden auch drei Workshops zu den Themen Heimerziehung, Volksmission und Eugenik statt.

So war die Tagung sowohl inhaltlich als auch atmosphärisch insgesamt eine gelungene Veranstaltung.

Sieghard Bußenius, Klaus-Rainer Martin

Assoziationen zu den Pausen- und Tischgesprächen

Ergänzungen zum Artikel von Sieghard Bußenius und Klaus Rainer Martin

Ordnung ohne Freiheit, Freiheit ohne Ordnung ist in der selbst erlebten Geschichte wenig denkbar: 1958 Eintritt ins Rauhe Haus mit dem engen Kontakt zur Brüder- und Schwesternschaft. Eine extrem autoritäre Ordnung habe ich erlebt.

Zeitgeist? In den Vorträgen wurde hierauf hingewiesen (Rauhes Haus, Stiftung Alsterdorf, Magrethenhort in Wilhelmsburg). Im Rauhen Haus waren etliche Gebäude zerstört oder erst provisorisch wieder aufgebaut. Bewerben konnte man sich als Diakonenschüler, wenn man eine abgeschlossene Berufsausbildung vorweisen konnte. Dabei wurden Berufe wie Elektriker, Maurer, Tischler, Bergmann, Klempner o. ä. bevorzugt. Ja, wir mussten selber mauern, elektrische

Anlagen reparieren, Kühe und Schweine versorgen, Heizungsanlagen versorgen. Patriarchen und feste Ordnungen führten die Einrichtungen.

Darüber hinaus wurden wir umgehend in der Erziehungsarbeit eingesetzt. Voraussetzung: Erfahrung in der Gemeindejugend, Kindergottesdiensthelfer o. ä. Einige jedoch haben sich Freiheiten genommen. Dazu gehörte Mut, Strafen wurden ausgesprochen. Trotzdem, dieses Nehmen von Freiheit hat auch vorsichtige Veränderung herbeigeführt.

Viele Geschichten gibt es über diesen Alltag im Rauhen Haus. Welche Alternativen hatten die Patriarchen? Man stand vor einem „Trümmerhaufen“, baulich, aber auch inhaltlich. Die maßgeblichen



Brüder feiern 1956 die Halbzeit ihrer sechsjährigen Diakonenausbildung im Rauhen Haus.

Männer standen während der Kriegszeit den Nationalsozialisten nahe. Aber auch die „neue“ Generation, die die Freiheit forderte, ist während der Kriegszeit mit ihren subtilen Ordnungen erzogen worden. Trotzdem, manche von uns konnten sich durchsetzen und neue Wege gehen.

Das Diakonische Werk Hamburg hat 1970 das zweite Übergangsheim für psychisch Kranke in Deutschland konzipiert und erstellt. Das war etwas Mutmachendes. Es geschah gegen alle Ordnungen.

Die prominente Ärzteschaft der Psychiatrie führte etliche Gegenargumente an und Repressalien wurden verhängt. Auch einige Personen des DW der EKD (Harmssen) übersprangen Ordnungen. Beratung

erhielten wir durch Dr. Dörner (Irren ist menschlich), durch einen Zusammenschluss von jungen Mitarbeitenden in der Psychiatrie (auf Bundesebene), durch Häcklingen (Dr. Pörksen). Auch einige Amtsvormünder der Sozialbehörde wagten, sich Freiheiten innerhalb der Behördenordnungen zu nehmen.

Freiheit und Ordnung? Die Ordnung in der Diakonie und Kirche war selten so starr, dass keine Veränderungen und Aufbrüche möglich waren.

In anderen Einrichtungen und Fachgebieten ging es langsamer. 1979 kam es zu dramatischen Umwälzungen in den „Alsterdorfer Anstalten“. Die Wochenzeitung „Die Zeit“ hatte erschütternde Missstände

aufgedeckt. Drei Holzbaracken mit sogenannten Liegepatienten/-innen mussten innerhalb eines Vierteljahres leergeräumt werden. Die Leitung (Pastor, Jurist, Arzt) war sehr zögerlich. Ein Kreis aus der Mitarbeitervertretung, der Unterzeichner mit Unterstützung einiger Personen des DW Hamburg (Schönrock, Pioch, Müssig), sollten diese Aufgabe bewältigen. Der neu eingestellte Wirtschaftsleiter (Wittern) erteilte unkonventionelle Unterstützung. Das Stadthaus Schlump wurde gegründet. Die Anstaltsleitung stellte diese Ausgliederung von 100 Patienten u. a. als theologisches Problem dar.

Ordnung und Freiheit? – Sie bedingen einander, aber es kostet Kraft und Mut, die Lücken und Dehnungen in den Ordnungen zu finden.

Die Vortragenden bei der Veranstaltung haben sich mit Bewertungen ihrer Forschungsergebnisse zurückgehalten. Das ist auch nicht die Aufgabe gewesen, doch der Grundtenor war zu hören: Einzelne Mitarbeiter/innen haben die natürliche Spannung zwischen Ordnung und Freiheit immer wieder genutzt, um wesentliche Veränderungen zu bewirken. Die „Wächter“ dieser Ordnungen haben nur selten auf dramatische Repressalien zurückgegriffen.

Ich habe im DW Hamburg, beim DW der EKD, bei staatlichen Stellen, beim Rauhen Haus usw. (Schönrock, Müssig, Pioch, Harmsen, Dörner, Eichel, Stolterfoth, Dettmar, Dreisbach) in den unterschiedlichsten Arbeitsgebieten viel Un-

terstützung erfahren, die mich vor einer starren Ordnung bewahrte. Bei Arbeitgebern der freien Wirtschaft wäre ich wahrscheinlich entlassen worden. Diakonie war schon immer eine Reformbewegung (siehe Wichern).

Nach dem Krieg: Gerstenmeier bewirkte, dass es zum Beschluss der Evangelischen Kirche in Deutschland kam dass Kirche und Diakonie gleichwertig sind in dem, was sie tun. Das ist bisher nicht gelungen. In der Kirchengemeinde, in der ich 1964 mein Diakonen-Sein begann, waren wir damals fünf Gemeindediakone und drei Pastoren. Heute sind zwei Pastoren im Stellenplan.

Dramatische Fehlentwicklungen in der Diakonie gab es allerdings auch. In den sechziger Jahren wurde vom Träger Bethel die Einrichtung in Freistatt gegründet. Eine erschütternde Interpretation von Freiheit (Makarenko) wurde dort zugelassen.

Finanzen: Es ist sicher richtig, dass Diakonie für Arbeiten, die sie für den Staat erledigt, die sogar gesetzlich geregelt sind, 100-prozentige Kostenerstattung verlangt. Für die Diakonie tödlich ist jedoch der Satz „Wir machen nur noch Arbeiten, die vom Staat zu 100 Prozent vom Staat finanziert werden.“ Damit wäre Innovation zwischen Freiheit und Ordnung passee.

Es war eine aufregende und anregende Tagung. Die Pausen- und Tischgespräche gehörten für mich dazu.

Günter Grosse

Eine arbeitsintensive Nacht in der Hochschule

Was benötigen Student_innen? Wie können wir sie als Brüder- und Schwesternschaft auf ihrem Weg unterstützen? Diese Frage habe ich mir als Studentin, aber auch als Diakonin und Mitglied unserer Gemeinschaft gestellt. Da ich selbst noch im Studium bin, kann ich mich noch sehr gut an den Druck vor den ersten zu erbringenden Leistungen erinnern. Wie geht das mit der Hausarbeit oder den Lesekarten? Was muss ich da machen?

Aus dieser Erinnerung heraus ist die Idee entstanden, eine Schreibnacht anzubieten. Dahinter steckt der Grundgedanke, Räume und Hilfestellung bei schriftlichen Leistungen bereitzustellen. Also habe ich mich mit dieser Idee an unserer Konviktleiterin Claudia Rackwitz-Busse gewandt und wurde, wie immer, mit offenen Armen und offenen Ohren dafür empfangen.

Danach ging es in die Planung. Das Team dafür war schnell gefunden: Katharina Bloemberg und Helen Joachim. Es sollte am Ende des Wintersemesters sein, da dort gerade für die Erstsemester einige Leistungen anstehen.

Der Termin war dann der 26. Januar, von 16.30 bis 0.00 Uhr. Die Räume wur-

den über das Diakonenbüro reserviert sowie die Versorgung mit Kaffee und Wasser sichergestellt.

Auf unsere Einladung gab es eine große Resonanz. Es haben sich 25 Student_innen angemeldet, und wir haben uns dann zum Arbeiten auf drei Räume aufgeteilt. Es wurde sich ausgetauscht über Prüfungen, Fragen zu den Themen „wie schreibe ich eigentlich eine Hausarbeit“ und „wie erstelle ich eine Inhaltsangabe“ wurden bearbeitet. Zwischendurch wurde dann eine Pause bei Pizzabrötchen gemacht und auch mal über andere Themen gesprochen.

So entstand eine angenehme Atmosphäre zwischen Arbeiten und Austausch. Gegen 23.30 Uhr sind die letzten beiden Studentinnen nach Hause gefahren und wir haben die Hochschule als Team gemeinsam mit einem guten Gefühl verlassen.

Uns erreichten an dem Abend schon die ersten Nachfragen, wann wir dieses Format wieder anbieten würden. Termine stehen noch nicht fest, aber bei der Nachfrage wäre es eine gute Möglichkeit, nah an der Lebenswelt der Student_innen zu agieren und Kontakte zu knüpfen.

Maria-Katharina Schulz



Das berufsintegrierende Studium ist vielfältig in seiner Lehre aufgestellt. Forschungslabor und Gruppengespräche werden zu wissenschaftlichen Arbeiten genutzt.

Gedanken zum Masterstudium

Den Masterstudiengang am Rauhen Haus aus meiner Perspektive darzustellen, bringt mich in meiner Reflexion wieder zu meinen ersten Erfahrungen mit dem Studieren an sich und damit zu meinem Bachelor zurück, den ich bereits an derselben Hochschule absolviert habe. Ich muss daran denken, wie aufgeregt und unsicher ich im ersten Semester noch war, wie wir Studierenden langsam als Gruppe gewachsen sind und gemeinsam mehr Selbstvertrauen gewonnen haben – nicht zuletzt dadurch, dass wir von den Lehrenden als individuelle Persönlichkeiten wahrgenommen und gefördert wurden. Wir brannten für die

Hochschule und sogen wissbegierig neuen Input auf. Für mich, mit meiner durchaus kritischen Natur, war es fast schon befremdlich, dass ich wenig bis nichts an der Hochschule auszusetzen hatte, was ich auch mit der (links)-politischen Prägung des Rauhen Hauses in Zusammenhang bringe. Diese Sichtweise sollte sich im Laufe des Masterstudiengangs leider etwas ändern.

Die Entscheidung, im Anschluss an den Bachelor noch den Master „dranzuhängen“, habe ich sehr schnell und ohne großes Nachdenken getroffen: ich hatte Lust, weiter zu studieren, weiter Teil des Rauhen Hauses zu sein, mich einzubrin-

gen und die Institution mitzugestalten. Dabei stand für mich die Hochschule insgesamt im Vordergrund und weniger die Studieninhalte.

Im Masterstudium geht es darum, das erworbene Wissen aus dem Bachelor in spezifischen Aspekten zu vertiefen, grundlegende Kompetenzen in empirischer Sozialforschung zu erwerben, insbesondere durch eine forschende Auseinandersetzung mit sozialarbeiterischer Praxis. Dazu gehört aber auch die Auseinandersetzung mit Planung, Leitung und Steuerung innerhalb der Sozialen Arbeit. Die Studierenden sollen laut Curriculum befähigt werden, ihre Reflexionsfähigkeit bezüglich handlungstheoretischer Grundlagen sozialarbeiterischer Praxis zu fundieren und Kompetenzen im Bereich der Theorie- und Handlungskonzepte des Planungs- und Leitungshandelns in sozialen Dienstleistungsorganisationen zu entwickeln. Außerdem wird gelehrt, wie Arbeitsprozesse entwickelt werden und in ihrer Umsetzung sichergestellt werden können. Darüber hinaus wird eine Rechenschaftsfähigkeit der Studierenden hinsichtlich Inhalt, Umfang und Qualität fachlicher Leistung hergestellt.

Ich habe mich zwei Mal bewerben müssen, um durchs Auswahlverfahren zu kommen, aber auch dies hat – trotz meiner anfänglichen Enttäuschung darüber, nicht mit den mir vertrauten Studierenden weiter studieren zu können – meine Vorfreude auf die neuen Lernerfahrungen nicht geschmälert. Auch meine an-

fängliche Verärgerung darüber, auf der einen Seite für den Masterstudiengang in Vollzeit abgelehnt worden zu sein und auf der anderen von der Hochschule das Angebot zu bekommen, wenn ich bereit sei 9000 Euro zu zahlen, könne ich das Studium berufsbegleitend aufnehmen, legte sich schnell wieder, da ich schließlich auch wusste, dass die Entscheidung über die Aufnahme in den Masterstudiengang auch von den Studierenden mitgetragen wurde, und dass diese sich die Entscheidung vermutlich nicht leicht gemacht hatten. Diesen Aspekt konnte ich auch durch meine spätere Gremienarbeit besser nachvollziehen, da mir durch die Teilnahme am Auswahlverfahren der neu anzunehmenden bzw. leider abzulehnenden nachfolgenden Bewerber_innen für den Masterstudiengang mehr Einblick in die diesbezüglichen Strukturen, und damit mehr Verständnis meinerseits, ermöglichte. Schließlich begann ich im Wintersemester 2020 mit dem Masterstudiengang.

Wie für alle Studierenden prägten die Covid-19-Pandemie und die damit verbundenen Einschränkungen für mich maßgeblich den Studienalltag – es fühlte sich fast an, als hätte sich eingestellt, was ich aus diversen Gründen niemals wollte: ein Fernstudium. So wurden das Kennenlernen und die Gruppenfindungsphasen in besonderem Maße durch das Onlineformat erschwert, was von den Studierenden versucht wurde dadurch aufzufangen, dass wir uns privat zu On-

linemeetings zusammenfanden. Diese Meetings nahm ich dankbar und gerne an. Sie konnten jedoch das persönliche „Tür- und Angelgespräch“ in der Hochschule nicht ersetzen und ich bemerkte zunehmend, wie es mir immer schwerer fiel den Anschluss an die anderen nicht zu verlieren. Es fehlte der persönliche Austausch, das gemeinsame Pause machen, der Mix zwischen privaten Themen und Inhalten des Studiengangs, das gegenseitige Motivieren...

Die Hochschule schien in dieser Zeit nicht ausreichend auf das neue Format eingestellt zu sein, was sich in wiederkehrenden technischen Problemen widerspiegelte. Die Qualität der Lehre war geprägt von der Diskrepanz zwischen hoher technischer Professionalität, ausgeführt von Lehrenden, die hervorragend die Software und das Transportieren der Studieninhalte beherrschten und gekonnt mit dem Onlineformat umzugehen wussten auf der eine nSeite, versus Präsentationen, die eigentlich für die Frontallehre ausgerichtet waren, eins zu eins in das Onlineformat übertragen und darüber hinaus organisatorisches Chaos und wiederkehrende Verwirrungen auf der anderen. Zum Beispiel musste in bestimmten Modulen immer wieder aufs Neue der Zuganglink kompliziert gesucht werden, was bereits vor Beginn des Seminars Stress auslöste. So wurde es irgendwann zur Normalität, dass über den privaten Gruppenchat in jeder Woche wieder die Frage aufkam, ob ir-

gendwer den Link weiterleiten könne. Obwohl die Onlinelehre anfangs sehr befremdlich war, wusste ich deren Vorteile jedoch schnell auch zu schätzen. So profitierte ich z.B. in besonderem Maße davon, aufgrund der wegfallenden Wegezeiten, unkomplizierter Studium und Arbeit miteinander verbinden und neben dem Job ohne größeren logistischen Aufwand Seminare besuchen zu können. Nachdem die Vereinbarung von Studium und Arbeit, um sich den Lebensunterhalt verdienen zu können, in den Jahren zuvor immer wieder sehr stressig war und mich an Belastungsgrenzen geführt hat, brachte hier das neue Format eine deutliche Entlastung mit sich.

Zwischenzeitlich verzweifelte ich jedoch an den gestellten Anforderungen des Studiums. Ich musste in manchen Semestern meinen gesamten Urlaub für das Erarbeiten von Leistungen aufbringen, oftmals mit einem Grundgefühl der Überforderung, bzw. dem Gefühl die Texte inhaltlich und sprachlich gar nicht erst verstehen zu können, geschweige denn diese auf der Meta-Ebene bearbeiten zu



Diskussion hört in der Pause nicht auf.

können. Allen Zweifeln zum Trotz gab ich nicht auf. Ich kämpfte mich durch und wurde schließlich mit sehr guten Bewertungen und Noten belohnt, die mir wieder neu Aufschwung und Kraft gaben.

Im Nachhinein hätte ich mir mehr Entscheidungsfreiheit bei der Wahl der Studienleistungen gewünscht, um mehr Aspekte zu vertiefen, die mich persönlich interessierten. So waren diese oftmals starr vorgegeben und es entstand eher der Eindruck des Abarbeitens statt von selbstständigem Erschließen und Analysieren der Studieninhalte.

Leider musste ich irgendwann feststellen, dass meine durchweg positive Einstellung zur Hochschule sich im Laufe der Zeit gewandelt hatte. Ich konnte eine zunehmende Unzufriedenheit unter den Studierenden bemerken, da Voraussetzungen und Strukturen der Hochschule sich immer weiter von deren Lebenswelten und den damit einhergehenden Bedürfnissen entfernten. Das führte letztlich dazu, dass der Wille, sich in der Hochschule einzubringen und diese mitzugestalten, immer geringer wurde und schließlich Engagement außerhalb der Seminare unter uns Studierenden nur noch für eine Gegenleistung aufgebracht wurde. Auch eine (links-)politische Ausrichtung war kaum noch zu erkennen, hierbei war besonders erschütternd für mich, dass diskriminierendem Verhalten einzelner Studierenden keine klare Haltung entgegengesetzt wurde, sondern quasi Benimmregeln aufgestellt wurden:



Prof. Dr. Johannes Richter

frei nach dem Motto „was du nicht willst, was man dir tut, das füg auch keinem anderen zu“. Ich bin der Meinung, dass es Verhaltensweisen gibt, auf die durchaus mit einer Nulltoleranz-Politik geantwortet werden kann, etwa bei lookistischen Grenzüberschreitungen.

Ich bin grundsätzlich dankbar, das Masterstudium absolvieren zu können. Dankbar für neue Eindrücke, Erkenntnisse und neu erworbenes Wissen. Besonders gut gefallen haben mir die Seminare zur kritischen Sozialen Arbeit. Im Nachhinein bin ich jedoch unsicher geworden, ob ich mit den Erfahrungen von Heute dieses Studium noch einmal am Rauhen Haus absolvieren oder diese anderen Personen weiterempfehlen würde. Auf diese Unsicherheit und die damit aufkommenden Fragen habe ich für mich noch keine ausreichenden bzw. zufriedenstellenden Antworten finden können, insbesondere im Hinblick auf mein anfängliches Brennen für die Hochschule. Denn das Rauhe Haus hat mich nachhaltig positiv geprägt und zu dem Sozialarbeiter gemacht, der ich heute bin!

N. Sothmann

190

Wir feiern Vielfalt!

Save the date!

Liebe Schwestern und Brüder,

am 12. September 2023 ab 14 Uhr wollen wir unser Jubiläum auf dem Stiftungsgelände mit einem fröhlichen, bunten Fest feiern. Das Rauhe Haus steht für Vielfalt: die Vielfalt unserer Arbeitsbereiche und der Menschen, für die wir arbeiten.

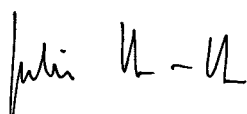
Wir freuen uns, dass Bischöfin Kirsten Fehrs und Hamburgs Erster Bürgermeister Dr. Peter Tschentscher an unserem Fest teilnehmen werden.

Die Einladung zum Fest und das Programm folgen. Lassen Sie uns gemeinsam feiern!

Herzliche Grüße



Pastor Dr. Andreas Theurich
Vorsteher und Vorstand



Sabine Korb-Chrosch
Kaufmännische Vorständin

Nachhaltigkeit: Thema nimmt Fahrt auf

Seit gut einem Jahr gibt es im Rauhen Haus die Arbeitsgruppe Nachhaltigkeit.

Rund 15 „nachhaltige Schlüsselpersonen“ aus den unterschiedlichen Verantwortungsbereichen beraten gemeinsam mit dem Vorstand, wie im Alltag ressourcenschonend gearbeitet werden kann. Die ersten Maßnahmen wurden bereits umgesetzt. So wird bei neuen PCs das Drucken auf doppelseitigem Papier voreingestellt und somit einiges an Papier eingespart. Seit längerem verzichten wir auf dem Stiftungsgelände auf PET-Flaschen und im Park wurden einige Blühwiesen eingerichtet.



Diakon Jan Brüggemann freut sich über eines von 27 neuen Dienstfahrrädern für die Mitarbeitenden seiner Einrichtung, die Das Rauhe Haus im Herbst angeschafft hat. So sollen die häufig kurzen Dienstfahrten künftig mit dem E-Bike anstelle des Autos zurückgelegt werden.

Aber es gibt beim Thema Nachhaltigkeit auch dicke Bretter zu bohren. Die

Substanz vieler Immobilien, die sich im Besitz des Rauhen Hauses befinden, entspricht nicht den erwünschten Standards. Hier werden in den kommenden Jahren große bauliche Herausforderungen auf Das Rauhe Haus zukommen.

Richtig Fahrt aufgenommen hat das Thema noch einmal, als in der vergangenen Woche eine Referentin aus dem Diakonischen Werk zum Thema ökofaire Beschaffungen eingeladen wurde. Denn unser Kurs ist klar: „Das Rauhe Haus will sich im Jahr 2023 als ÖkoFaire Einrichtung zertifizieren lassen!“

Dazu müssen in unterschiedlichen Untergruppen Ergebnisse zusammengetragen werden – also volle Fahrt voraus! Mitmacher_innen sind sehr erwünscht. Die Beteiligung der Bewohner_innen und Klienten_innenräte wird ebenfalls vorbereitet. Für die Teams stehen die nachhaltigen Schlüsselpersonen mit Rat und Tat zur Seite. Vielleicht kann das Thema sogar mal auf die Agenda der einen oder anderen Dienstbesprechung!

Reinhard Förtsch

IDEEN, FRAGEN UND VORSCHLÄGE GERNE AN

Koordination Nachhaltigkeit
Diakon Reinhard Förtsch
mobil 01 60/90 78 34 05
nachhaltig@rauheshaus.de

Auf dem Weg in die Zukunft

Ältestenkonferenz 2023 in Ludwigsburg

Die Ältesten und Geschäftsführer_innen im Verband evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften haben sich im März 2023 zur dreitägigen Ältestenkonferenz in Ludwigsburg in Baden-Württemberg getroffen.

Nach einem informellen Start mit Gottesdienst und gemeinsamem Abendstand die Ältestenkonferenz unter dem Motto „Gemeinschaften auf dem Weg“. In einer ersten Runde wurde klar: Die

Gemeinschaften werden von ähnlichen Themen bewegt: Nachwuchsgewinnung, Strukturveränderungen, Finanzierung und der Frage, wie das diakonische Profil in den Unternehmen gestärkt werden kann.

Diese Fragen der Gegenwart und Zukunft versuchte Oberkirchenrat Dr. Stefan Merle in einem Impulsvortrag in den Mittelpunkt zu stellen. In sein Fachgebiet gehört auch die Arbeit Diakonischer Ge-



Die Ältestenkonferenz schaut positiv in die Zukunft: Andreas Drese, Friedemann Beyer, Karin Roos-Erbs, Martin Klein, Elisabeth Peterhoff, Peter Barbian, Wolfgang Seyfried, Friederike Beuter, Jutta Böhnemann-Hirse, Natalie Gaitzsch, Hanno Roth, Claudia Rackwitz-Busse, Theda Kruse, Martin Rösch und Stefan Zeiger (von links). Im Bild fehlen Susanne Munzert und Tobias Petzoldt.

meinschaften. „Ihre Arbeit ist ein großes Zeugnis des Evangeliums in unserer Welt, ein Zeugnis, das Menschen noch verstehen. Denn: Menschen sind auch heute noch auf religiöser Orientierungssuche, auch wenn sie das vielleicht außerhalb der uns bekannten Strukturen tun“, so der Oberkirchenrat. Die Spannung zwischen Individualisierung und Gemeinschaft ist für ihn das Markenzeichen des Diakonats. Gemeinschaftsmitglieder hätten Herz und Ohr am rechten Fleck und wüssten, wo Gesellschaft ihre Hilfe braucht. „Sie stellen sich die Frage: ‚Was würde Jesus tun?‘ und sind Zeuginnen und Zeugen im Zeugnis an Jesus Christus. Wenn in dem, was Sie tun, Gottes Nähe erfahrbar wird, dann wird auch Ihre Gemeinschaft gestärkt, denn Sie gehen von der gleichen Mitte aus.“

Diakon Tobias Petzoldt, Geschäftsführer des VEDD, stellte die Frage, warum Gemeinschaften aus soziologischer Sicht wichtig sein könnten. „In dem Downsizing-Prozess, in dem sich die Kirche derzeit befindet, müssen Gemeinschaften den strategischen Gegenimpuls setzen. Während Kirche sich in einer Art ‚ekkleziologischer Embryonalhaltung‘ befindet, macht Diakonie vor, wie es geht: Hinausgehen, Zeugnis sein, Dienst tun“, so Merle. Diakonisches Profil lasse sich nun einmal nicht nur durch Loyalitätsrichtlinien regeln. Dafür brauche es begeisterte Mitarbeitende.

Dass viele Menschen auf der Suche nach einer besonderen Gemeinschaft



Tobias Petzoldt, Geschäftsführer des VEDD

sein, hat für ihn nichts mit Schwäche zu tun. „Es geht hier doch vor allem auch um eine Bindung zu Gott, sonst könnte man auch zur Feuerwehr gehen, um Gemeinschaft zu erleben. Das Dreifachgebot der Liebe ist eben mehr als ‚nur‘ soziale Arbeit.“

Im Anschluss an den Vortrag berichteten drei Gemeinschaftsleitungen in kurzen Beiträgen von beteiligungsorientierten Zukunftsprozessen, die in ihren jeweiligen Gemeinschaften stattgefunden haben. Diakon Friedemann Beyer aus der Gemeinschaft Moritzburger Diakone und Diakoninnen stellte den Prozess „Zukunft in Gemeinschaft – Gemeinschaft in Zukunft“ dar. Der Prozess kam im Rahmen des Jubiläums ins Rollen. „Wir wollten uns nicht nur auf die Schulter klopfen, sondern auch fragen, ob wir noch zukunftsfähig sind“, so Beyer. In insgesamt sieben Schritten hatte die Gemeinschaft seit 2019 an einer zukunftsfähigen Gemeinschaft gefeilt.

Diakon Stefan Zeiger aus der Diakonischen Gemeinschaft Hephata stellte ei-

nen ähnlichen Prozess – unter ähnlichem Namen – dar. Unter dem Motto „Zukunft der Gemeinschaft – Gemeinschaft der Zukunft“ hatten sich die Gemeinschaftsmitglieder ebenfalls 2019 auf einen gemeinsamen Weg gemacht, der mit einer Analyse der aktuellen Situation gestartet war und derzeit in konkreter Umsetzung verschiedener Maßnahmen mündet. In seiner Wahrnehmung ist das Mitnehmen möglichst aller Gemeinschaftsmitglieder und die sorgfältige Kommunikation das Wichtigste in einem Zukunftsprozess.

Diakonin Claudia Rackwitz-Busse, Konviktmeisterin der Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses, berichtete ebenfalls. „Neue Wege – mutig, lebendig, neugierig“ ist das Motto des Prozesses in der Gemeinschaft, der seit 2020 am Laufen ist. Ähnliche Themen, wie in Moritzburg und Hephata, sind Auslöser für den Neuen Weg: Die demografische Entwicklung, ein neues Kirchengesetz für die Berufsgruppen, die Frage nach einer zeitgemäßen Struktur und flexiblere Formen des Gemeinschafts-



Friedmann Beyer, stets mit Klampfe

lebens, all das wird in Arbeitsgruppen, Workshops und an Gemeinschaftstagen miteinander bewegt und kreativ mit positiver Energie bearbeitet.

Am Nachmittag unterstützte Diakon Martin Rösch, Organisationsentwickler von der Diakonischen Akademie in Rummelsberg, die Mitglieder der Konferenz dabei, folgenden Fragen auf die Spur zu kommen: Wo stehen wir als Gemeinschaft gerade?

Wohin könnte sich mein Zukunftsbild entwickeln?

Welche Ideen, Innovationen und Entwicklungsschritte brauchen wir dafür – wie können wir uns gegenseitig unterstützen?

In einem kurzweiligen Prozess kamen die Teilnehmenden miteinander ins Gespräch. In aller Unterschiedlichkeit – die größte Gemeinschaft hat 1.700 Mitglieder, die kleinste gerade 50, einer der Ältesten ist bereits seit 50 Jahren Teil seiner Gemeinschaft, während eine frisch gebackene Oberin erst seit wenigen Monaten Gemeinschaftsmitglied ist – identifizierte die Gruppe gemeinsame Themen und Richtungen.

Am Abend luden einige Mitglieder des Karlshöher Diakonieverbands zu einem geselligen Abend mit Dreigänge-Menü ein. Dieser gab Motivation und Energie für den Geschäftsordnungsteil am Vormittag des dritten Konferenztages.

Arnica Mühlendyck

Tankstelle für Geschwisterlichkeit

Ihr Lieben,

ich war auf dem Kirchentag: fünf Tage Singen, berührt werden, diskutieren, brennende Themen bewegen, um Erklärungen und Lösungsmöglichkeiten ringen. Dabei fröhlich sein, sich freuen wie ein Kind, wenn man in einer Veranstaltung noch reingekommen ist, damit hadern, dass man immer etwas verpasst.

Eine riesige Tankstelle für Geschwisterlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Verge-wisserung, Kraft und Gottvertrauen.

Aber darüber will ich jetzt gar nicht sprechen. Mich treibt ein Gespräch um, das kurz vorher stattgefunden hat, was doch auch indirekt mit dem Großereignis Kirchentag zu tun hat.

Vor ein paar Tagen saß ich mit Brüdern und Schwestern zusammen. Ein Bruder öffnete sich und gab zu, dass er sich oft ganz alleine fühle: im Kolleg_innenkreis, unter Bekannten und Freund_innen, in der Familie, ja sogar in der Beziehung könne er nur schwer über Religion und über Glaubensfragen sprechen. Er vermisste nicht etwa Debatten, keine Bekenntnisse. Er wollte einfach und schlicht über sein Verhältnis zu Gott sprechen. Vielleicht mal erzählen, worauf er vertraut, was ihm Halt und Kraft gibt. Er vermisst eine vertrauensvolle Atmosphäre, in der solche Gespräche möglich sind. Und noch viel mehr eine Umgebung, in der solche Fragen überhaupt noch relevant sind. Er



Abendseggen DEKT Nürnberg

vermisst Menschen, die ähnliche Fragen umtreiben, die nicht nur verständnislos gucken, weil sie sich diese selbst noch nie gestellt haben. Für die Gott eine Chiffre ist, die sie noch mit Leben füllen können, die sprachfähig sind, über Glauben, über Zuversicht und auch über Zweifel und Hadern zu sprechen.

Er trifft zunehmend auf Menschen, für die Religion überhaupt keine Rolle mehr spielt; und eben nicht nur im Supermarkt oder im Stadion, sondern auch im engeren privaten Kreis.

Wir anderen dachten darüber nach und durchforsteten in Gedanken unsere eigenen Beziehungen. Und wahrscheinlich



Seemannsdiakon trifft Schwestern

überrascht euch das nicht: Wir kamen zu ganz ähnlichen Ergebnissen. Gottvertrauen ist kein Massenphänomen mehr, jedenfalls nicht in unserer Metropolregion des globalen Nordens. Woanders mag das anders sein, in anderen Religionen vielleicht auch, aber wir kannten alle dieses Phänomen.

Etwas kommt bei mir noch erschwerend hinzu, denn andererseits: mit Menschen, die als erstes die Gretchenfrage stellen, wie hältst du es mit der Religion?, die Gott als klar definierte Größe mit am Tisch sitzen haben (womöglich als Mann mit grauem Bart), graust es mir auch.

Und spätestens jetzt bin ich, wie ihr merkt, bei meinen eigenen Fragen an-



Straßenbahntreffpunkt

gekommen. Ich suche nicht Menschen, die den Glauben und den lieben Gott gepachtet haben, die wissen, was zu glauben richtig ist – ich verabscheue jede Form von Fundamentalismus.

Ich, und ich denke, da schließe ich den Bruder mal mit ein: Wir suchen geschützte Freiräume, wo wir uns offen austauschen können. Weder verspottet noch gekränkt werden, aber wo andere zuhören und etwas von unserem je eigenen Glauben verstehen wollen. Wo die Suche nach einem modernen Gottesverständnis gut aufgehoben ist und wo wir nicht bei Adam und Eva anfangen müssen oder gezwungen werden, uns von Hexenverbrennungen und Kindesmissbrauch zu distanzieren – ihr wisst wahrscheinlich, was ich meine.

Und, was soll ich sagen? Ich hatte eine ganz simple Antwort: Für all das bin ich in der Brüder- und Schwesternschaft. Hier kann ich eher Vertrauen fassen, über mich und mein Gottesbild zu sprechen, als an vielen anderen Orten. Indem ich aktiv diese Kreise suche, kann ich auch meinen atheistischen Mann aushalten, dass mein Sohn, ein Rauhhäusler, aus der Kirche ausgetreten ist, im Freund_innenkreis dieses Thema immer elegant umschiffert wird oder ich nicht den Mumm habe, es anzusprechen.

Ein zweiter Grund lässt mich gelassener mit der atheistischen Realität umgehen: Ich muss nicht mehr missionarisch sein, muss niemanden bekehren. Weil mein Gott das nicht braucht. Er ist

da; verwoben in allem, der Urgrund des Seins, auch bei denen, die kein persönliches Verhältnis anstreben. Die göttliche Geistkraft ist universell und nicht von uns Menschen abhängig, schon gar nicht von unserem Bekenntnis. Und: Wann immer ich das so menschliche Bedürfnisse habe, ein greifbares Gegenüber zu haben, mein begrenzter Geist mit dem Universellen überfordert ist, kann ich mich quasi einklinken in den Energiestrom, anschließen an das göttliche Sein, das im Inneren meiner Seele wohnt oder mich umhüllt. Und wenn ich einen lieben Gott brauche oder eine fürsorgliche Mutter, weil ich mich verlassen fühle wie ein Kind, so ist auch das möglich.

Lasst uns gemeinsam das Lied des Kirchentages singen, das bei allen Abendsegen angestimmt wurde. Und im An-



Von unterwegs: Wir sind bester Laune!

schluss eine Minute lang still sein – eine heilsame Neuerung bei jeder Veranstaltung des Kirchentages

Meine Zeit in deinen Händen
Meine Zuflucht, Gott, bist du
Meine Zeit in deinen Händen
Meine Seele kommt zur Ruh.

Amen

Ute Zeißler



Himmelwärts klingt das Lied: Meine Zeit in deinen Händen

Nachruf auf Jürgen Suter

Jürgen wurde am 24. Dezember 1944 in Bremen geboren. Er hat eine ältere Schwester. Die Kindheit war nicht einfach für ihn mit den Eltern, die zu viel mit der Verarbeitung der damals letzten Jahrzehnte zu tun hatte. Die fast völlig zerstörte Stadt mit ihren Mängeln und Not, aber auch dem Aufbruch, war für Jürgen ein wichtiges Lernfeld, denn es musste improvisiert werden, Strategien immer wieder neu durchdacht werden. Jürgen entdeckte schnell seine Lust am Handwerkern, aus wenig etwas so umzubauen, dass es Nutzen hatte. Da war die Schule mit ihren didaktischen Vorgaben nur lästig.

Jürgens Vater erkannte das, und so ermöglichte der Vater dem Sohn Anfang der 60-er Jahre einen Aufenthalt in den USA in einem Sozialprojekt mit „indigenen Menschen“, eine damals sehr selten anzutreffende Einrichtung. Hier kam Jürgen mit den sozialen Verwerfungen, aber auch mit religiösen Gedanken und Praktiken in Berührung, die sich durch ihre Andersartigkeit sehr von seinen bisherigen Erfahrungen unterschieden. Das war auch der Auslöser, in Das Rauhe Haus einzutreten,

wo Jürgen zuerst auf dem Kattendorfer Hof lebte und arbeitete. Auch seine handwerklichen Erfahrungen und Interessen brachte er hier gerne ein.

Nach seinem Abschluss und seinem Eintritt die Brüderschaft ging Jürgen zum Diakonischen Werk nach Neumünster, wo er verschiedene organisatorische und beratende Tätigkeiten ausübte. Er war inzwischen Vater einer Tochter geworden. Mit seiner zweiten Frau, die er auf einer Reise nach Brasilien kennenlernte, bekam er dazu noch zwei Töchter.

Jürgen war oft in Brasilien und war der wichtigste Initiator und Baumeister des Familienferienhauses an der Atlantikküste. Dieses Objekt wurde auch zur Vermietung angeboten, unter anderem im Brüderboten. So lernte ich Jürgen kennen, und verbrachte einen unglaublichen Urlaub im Norden Brasiliens.

Nach der „Wende“ wurde Jürgen 1990 mit dem Aufbau eines Diakoniezentrums in Schwerin betraut. Das war für ihn deshalb interessant, weil Jürgen hier seinen Drang nach freiem Arbeiten und das Umsetzen ganz neuer Idee ausleben konnte. Arbeitgeber sagen wohl über ihn, dass er



Jürgen Suter
geboren am
24. Dezember 1944
verstorben am
17. Juni 2022

„schwer führbar“ ist. Ich habe ihn immer so erlebt, dass für ihn Anweisungen in der Sache sinnvoll sein müssen und transparent. Ja, er war durchaus manchmal ganz ungewollt seiner Zeit voraus. Schließlich war es die Schuldnerberatung, die ihn interessierte, und für die er bis heute nachhaltige Strukturen in Schleswig-Holstein schuf. Ersah deutlich, dass Überschuldung und der Hang zum Schuldenmachen, was in dieser Gesellschaft leider als ganz einfach dargestellt wird, viele Menschen nicht nur in wirtschaftliche, sondern auch in soziale und tief menschliche Probleme stürzt. Hier fand Jürgen in dem von ihm mitgegründeten Verein Schuldnerhilfe in Lübeck einen Arbeitsbereich, der ihn auch in engen dienstlichen Kontakten mit den Insassen der Justizvollzugsanstalt Lübeck brachte. „Die allermeisten sind hier überschuldet, und so ist ein Start in ein neues Leben nicht möglich“. Besonders fasziniert hat mich, dass er es geschafft hat, dass ihm die Hauptgläubiger, die Banken, sein Projekt mitfinanzierten.

In meiner Tätigkeit im Kulturmanagement an verschiedenen teilweise sehr verrückten Orten in Deutschland war es ganz oft Jürgen, der kurz vor den Premieren, Vernissagen und Eröffnungen kam, um die letzten organisatorischen und auch handwerklichen Dinge eigenhändig, aber nie eigenmächtig zu erledigen. Er hatte die Gabe, sich schnell in ein ihm völlig fremdes Team einzubringen und dort geschätzt zu werden. Ohne ihn hätte ich manches nicht geschafft, und ich

durfte mich trauen, auch scheinbar abwegige Ideen umzusetzen. Jürgen und ich konnten stundenlang telefonieren, die Weltereignisse sezieren, und uns dabei frei machen von den angeblich nicht änderbaren Zwängen und Gewohnheiten, von denen uns immer erzählt wird. Noch im Frühsommer, kurz vor seinem Tod, debattierten wir leidenschaftlich, aber in voller Übereinstimmung, dass nur ein begrenzter, und damit vertretbarer Wohlstand uns wirklich weiterhelfen wird ...

Jürgen war für mich ein Freund, einer den ich nachts um zwei hätte anrufen können, der absolut verlässlich war, wenn Not war. Nein, es war nicht immer leicht mit ihm, denn manches Denken war nicht in der Analyse, aber auch nicht in den Folgen irgendwie fertig, und brachte dann Probleme. Menschen, die Jürgen nicht kannten, wurden hier verunsichert. Er hatte von klein auf gelernt, in der zerstörten Stadt Bremen, aber auch in der mit der Vergangenheit kämpfenden Familie, dass es keinerlei Beständigkeit gibt, sondern der stete Wandel mit notwendigerweise neuen Ansätzen der Normalfall ist. Routinen, die nur Routinen sind, waren ihm suspekt.

Jürgen, ich danke Dir für die Freundschaft, die gemeinsame Zeit, die viele Kraft im Geben und Nehmen, die ich bekommen habe. Ich danke Dir, dass Du Deinen Kindern, und Carin, mit der Du zusammengelebt hast, ein wirklich lebendiger Partner warst. Du hast sie gelassen, warst aber auch für sie da. Danke Jürgen!

Matthias Rietschel

Nachruf auf Harald Ihmig

Feuer und Flamme und Glut – kein Abschied von Harald Ihmig, dem Lehrer und Bruder

Er hat hunderte Studentinnen und Studenten inspiriert, viele Kollegen und Kolleginnen irritiert und gemeinsam mit anderen eine Hochschule gerettet, blieb lebenslang auf „Spurensuche im Unbekannten“, hatte nie genug vom „Abenteuer Leben“ und wurde „nicht fertig mit Gott“. Am 4. April ist er 83-jährig in Hamburg gestorben. 15 Tage später haben ihn seine Frau Penka und sein Sohn Simon mit vielen Weggefährten in Henstedt-Ulzburg zu Grabe getragen. Manche haben da noch einmal die letzten kühnen Sätze seines Penka gewidmeten und von ihr mitgestalteten wichtigsten Buches, 2019 als „book on demand“ in Norderstedt erschienen, verwundert gelesen oder gehört: „Wenn wir Kinder Gottes sind, haben wir nicht so viel in der Hand. Aber immer, bis ins Alter hinein und (in) den Tod, noch etwas vor uns, vielleicht das Beste.“

Ein Rück- und Vorausblick auf Haralds Leben lässt sich mit gleichem Recht auch

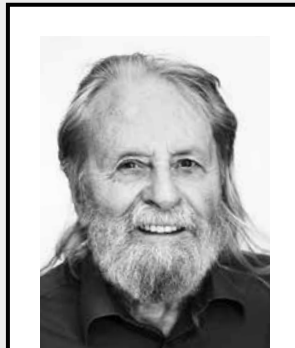
anders beginnen. Zum Beispiel mit Haralds programmatischer Parole: „Es ist genug für alle da – wenn wir denn miteinander teilen!“ Und dabei Mensch und Kreatur nicht zu ihrem Marktwert taxieren, sondern in ihrer Würde achten.

Dazu gehört auch, sich in die Dunkelheiten des Lebens trauen – wie es engagierter Sozialarbeit gut ansteht und beim frühen Wichern zu erkennen ist.

So tauchen viele eindrückliche Geschichten, Szenen, Bilder, Worte auf, wenn die, die ihn kennengelernt haben, an Harald denken. Meist handeln sie von konkreten Menschen, die Wegweisendes gesagt und vorgelebt haben – für Harald selbst und für seine Angehörigen, seine Freun-

de, Brüder und Schwestern, Studierende und Kolleg_innen. Ihre Namen und Worte tauchen prominent in Haralds Buch von der „Spurensuche mit Gott“ auf. An drei dieser Namen und Geschichten sei, Haralds Worte zitierend, genauer erinnert:

Bartimäus: „Lärm schlagen für das Leben“. Unter diesem Motto stellt Harald uns den laut um Hilfe schreienden blinden Bettler Bartimäus vor. Fast erscheint er wie der Idealfall eines Klienten: Er will



Harald Ihmig
geboren am
16. Juni 1939
verstorben am
3. April 2023

sehen und leben, nicht nur ein Almosen – und das beharrlich. Als Jesus bei ihm in Jericho vorbeikommt, ruft er hartnäckig um Hilfe. Dass Jesus dessen Lebenslust auch geweckt hat und diese nicht durch seine „Jünger“ ersticken lässt, bemerkt Harald ausdrücklich. Und erinnert daran, dass es heute ebenso darauf ankommt, auch „stilles Geschrei“ zu hören.

Zu Haralds Rektoratszeit 1982/83 waren wir ein paar Dutzend Studierende und Lehrende, die auf der Rendsburger Synode der Nordelbischen Kirche selbst zum Bartimäus wurden, ohne uns dessen bewusst zu sein. Denn angesichts der Kirchenleitungspläne zur Schließung der Hochschule haben Harald für das Kollegium und Christine für die Studentenschaft vor der Synode leidenschaftlich argumentiert und appelliert. Andere waren durch Nordelbiens Städte nach Rendsburg geradelt und hatten unterwegs auf den Märkten mit Bürger_innen über die Pläne der Kirchenleitung diskutiert. In stummer Choreografie waren schließlich schwarz gekleidet Studierende durch die Reihen der Synodalen gezogen, und als sie sich am Ende umdrehten, waren auf ihren T-Shirts nacheinander die Buchstaben des Wortes „die Kirche will uns einsparen“ zu lesen. Die Synode hat damals die rettenden 200.000 DM für die Hochschule mit knapper Mehrheit im neuen Haushaltsplan bewilligt.

Etty Hillesum: Wie Bartimäus, so kommt auch Etty Hillesum nicht aus einer konventionellen religiösen Tradition.

Als Tochter einer jüdischen russischen Emigrantin wurde sie 1914 in den Niederlanden geboren und von den Nazis nach Eroberung des Landes 1942 interniert, im September 1943 nach Auschwitz deportiert und drei Monate später ermordet. Seit 1941 führte die damals 27-Jährige ein Tagebuch, in dem sie ihre Beobachtungen und Gedanken aufschrieb in einem „verrückten oder kindlichen oder todernsten Dialog [...] mit dem, was in mir das Tiefste ist und das ich der Einfachheit halber als Gott bezeichne.“ Harald hat aus dem Tagebuch in seinen Seminaren und Vorträgen zustimmend zitiert: „Viele Menschen sind noch Hieroglyphen für mich, aber allmählich lerne ich, sie zu entziffern. Es ist das Schönste, was ich kenne: das Leben herauszulesen aus den Menschen.“ Etty nimmt an ihren Mitgefangenen etwas wahr, was nicht oberflächlich zu erkennen ist. Im Lager der Nazis schreibt sie auch auf, was sie mit Gott zu besprechen hat: „Ich will dir helfen, Gott, dass du mich nicht verlässt, aber ich kann mich von vornherein für nichts verbürgen. Nur das eine wird mir immer deutlicher: dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst. Es ist das einzige, auf das es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu retten, Gott. Und vielleicht können wir mithelfen, dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen [...] Wir müssen deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen.“ Wir leben

nicht mehr in der Situation von Etty Hillesum und werden hoffentlich verhindern, dass solche Zeit wiederkommt. Aber ich vermute, dass Harald, Etty Hillesums Worte zitierend, in religionsarmer und -abgewandter Zeit auch an seine eigene Aufgabe als Lehrer und Bruder gedacht hat – und an die Aufgabe von Kirche und Geschwisterschaft heute. Jedenfalls hat er 1989 anlässlich einer Diakon_innenabschlussfeier danach gefragt, „ob oder wie weit wir Dozenten dazu beigetragen haben, ‚das Beste und Tiefste aus Euch hervorzulocken‘; wie Etty Hillesum es ‚herauslesen‘ wollte.

Jesus der Feuerwerfer und Haralds Leidenschaft für das Leben

Der dritte Name ist Harald vor allen wichtig: Jesus von Nazareth. Ihm hat er unter dem Titel „Unterwegs mit Jesus“ ein ganzes Kapitel seiner „Spurensuche“ gewidmet. Und von ihm spricht er in einer Besinnung für seinen Hamburger Konvikt der Brüder- und Schwesternschaft. Harald hat den Konvikt vor 30 Jahren gefragt: „Was wollen wir eigentlich miteinander? Jedes Zusammensein hat Zutaten: Information, Geselligkeit, Austausch. Hat es auch einen Brennpunkt?“ Er verweist auf die „missglückte Begegnung“ zwischen Jesus und dem reichen

Jüngling und lässt Jesus als Brandstifter wirken: „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen, und was gäbe ich, dass es schon brennte“; „wer mir nah ist, ist dem Feuer nahe; wer mir fern ist, ist dem Reiche fern“. Harald fährt fort: „Ja, das Reich, das wir uns vielleicht noch als ferne Vision erlauben im gegenwärtigen Schlamassel, hat einen nahen Kern: das Aufglühen des Lebens im Jetzt, das in uns das Feuer zündet, das Gott ist [...] Wer dem Feuer nah gekommen ist und zurückschreckt, geht ärmer von dannen, als er kam. Wer zurückschreckt vor der Liebe, die ihn verbrennt, sagt der Prophet bei Khalil Gibran, der kehrt zurück in eine Welt ohne Jahreszeiten, wo du lachen wirst, aber nicht dein ganzes Lachen, und weinen, aber nicht all deine Tränen.“ Harald fährt fort: Was wir nur in den Griff nehmen, erwischt uns nicht. Denn „Feuer und Flamme ist nur ein Leben, das wir nicht auf uns zentrieren, sondern dem wir uns widmen, das wir uns wagen [...] Allein halte ich mich nicht darin, dazu brauche ich Funken von anderen: Brüder und Schwestern, die mich anstecken, keine Massen: zwei oder drei in seinem Namen.“*

Soviel zum Vermächtnis Haralds an uns, für das wir ihm danken.

Ulfrid Kleinert

* Zitate aus Harald Ihmig: Nicht fertig mit Gott – Spurensuche im Unbekannten, Norderstedt 2019, der Reihe nach: S. 460, 86–90, 344–346, 180–191, 385–389, 290–378 und 398–408

Nachruf auf Wilhelm Kurt Welzin

Am 1. 12. 2022 ist unser Bruder Wilhelm Kurt Welzin gestorben. Am 22. 12. 2022 durfte ich an der Trauerfeier in der Flussschifferkirche mitwirken, zusammen mit Claudia Rackwitz-Busse, der Familie und vielen Weggefährten. Mit meiner Ansprache will ich einen Nachruf versuchen.

Wilhelm ist im Alter von 71 Jahren plötzlich und unerwartet gestorben. Vorgegangen war eine schwere Operation, die er mit ärztlicher Kunst und Lebenswillen überlebt hatte und er war auf dem Weg der Genesung. Wilhelm ist zu Hause gestorben. Seine Frau Silke war bei ihm.

Viele Menschen sind mit Wilhelm ein Stück Lebensweg gegangen. Und jede Etappe hat eine Erinnerung hinterlassen. Deshalb unterscheiden sich unsere Bilder von Wilhelm. Wenn ich heute zu euch spreche, tue ich das aus meinen Etappen heraus, als Student im Rauhen Haus, als Bruder unserer Gemeinschaft, als Einrichtungsleiter im Bodelschwingh-Haus und auch als Nachbar.

Wie können wir Wilhelm wieder in unserer Mitte holen? Gleich werden wir Zeit haben, uns von Wilhelm zu erzählen, dann werden viele Facetten seiner Person und seines Lebens auftauchen. Nutzt das heute, dieser Raum bleibt nach unserer Trauerfeier offen.

Ich darf jetzt sprechen. Zu meiner Sicht auf Wilhelm gehören zwei Paarungen: Freiheit und Ordnung sowie Liebe und Humor. Diese Pole waren nie isoliert, sie überschneiden sich natürlich.

Freiheit war für ihn Natur, Radfahren, das Leben auf und am Wasser, Entscheidungen aus Überzeugung, Neugier auf bisher Unbekanntes, Interesse an der Welt und den Menschen – in gutem Sinne „schamlos“ auf Fremde zugehen, gewohnte Pfade verlassen und Schleichwege entdecken, seiner Suche nach dem guten

Leben nachgehen, in Musik zu schweben. Und Freiheit meint auch extreme Positionen. Zur Freiheit gehört bei Wilhelm die Liebe. Wilhelm hatte viel Liebe, zu seinen Kindern, zu seiner Frau, zur Schöpfung. Das zeigte sich vor allem in seiner Freude an der Begegnung und gemeinsamen Zeit.

Mit den Schwachen war Wilhelm solidarisch. Den Student_innen gab er wichti-



Wilhelm Welzin
geboren am
8. August 1951
verstorben am
1. Dezember 2022

ge Hinweise zum Überleben in der Hochschulwelt. Eine Anmerkung: Ich benutze eine gegenderte Sprache, Wilhelm würde dazu in Widerspruch gehen, aber nicht er hält diese Ansprache, sondern ich.

Im Bodelschwingh-Haus hatte er als Pförtner einen sorgsamem Blick auf die Wege der wohnungslosen Menschen, vor allem mit Blick auf Suchterkrankungen und der Frage nach einem Halt im haltlosen Leben.

Auf ihrer Terrasse am Elbdeich haben Silke und Wilhelm eine Rettungsstation für Igel aufgebaut.

Mein Bild von Wilhelm ist, dass seine Liebe nicht aufdringlich war. Die Freiheit des geliebten Menschen war wichtig für ihn. Ich habe kaum Ratschläge gehört von ihm, eher seine Gedanken zu einer Situation, zu einem Thema.

Zur Freiheit gehört bei Wilhelm auch der Eigensinn. Wilhelms Entscheidungen waren für andere nicht immer erwartbar. Dieser Eigensinn konnte anstrengend sein, die Beziehung anderer zu ihm an Grenzen der Belastbarkeit führen. Es gab harte Konflikte, die manchmal nur durch die Liebe der anderen überwunden werden konnten. Manchmal blieb ein Konflikt ohne Klärung.

Wilhelm hielt Ordnung. Er gab den Dingen einen Platz. Auch seinen Haltungen und Überzeugungen, auch seiner Unruhe. Daraus wurden Überzeugungen, die er mit Nachdruck vertrat.

Zu dieser Ordnung gehört auch seine Treue. Er wollte, dass die Menschen um

ihn seinen Weg mitgehen. Er hat dafür viel Sorge aufgewandt. Das war manchmal erfolgreich. Und manchmal war die Spannung zum Eigensinn zu groß und Menschen haben sich abgewandt, ganz oder zeitweise.

Und Wilhelm hielt Ordnung in der Sprache. Zum Gendern habe ich schon kurz etwas gesagt. Der Mittelpunkt aber waren präzise Formulierungen, Freude am Fabulieren und am Satzbau. Freude an klugen Texten und Strenge gegenüber Grammatik und Orthographie. Texte und Titel unzähliger Musikstücke hatte er abrufbereit.

Freiheit braucht Ordnung. Freiheit ohne Ordnung führt zur Orientierungslosigkeit. Anders gesagt: Ich muss meine Anker kennen, damit ich die Freiheit der anderen aushalten kann. Wilhelm hat damit in seinem Leben immer wieder gerungen. Seine Überzeugungen stießen sich an den Erwartungen anderer. Das war für alle Beteiligten nicht immer leicht. Vor allem von den letzten drei Jahren im Bodelschwingh-Haus kann ich sagen, dass Freiheit und Liebe mehr Platz bekamen neben der Ordnung. Seine Überzeugungen durchzusetzen verlor für ihn an Gewicht.

Wilhelm hatte Humor. Wir konnten ihn erleben und uns mit ihm freuen. An liebevoller und scharfsinniger Ironie war kein Mangel, auch nicht sich selbst gegenüber. Meistens leise vorgetragen, überraschende Einfälle und Wendungen einer Geschichte.

An seiner Druckerei in der Hochschule hatte er ein Schild angebracht: „Ponyhof“ stand da. Ein Versprechen an die Menschen, die durch seine Tür gehen wollten: Hier ist es anders, hier ist es gut.

Und anders: Bei einer Trauerfeier im Bodelschwingh-Haus stellte er unerwartet einen kleinen Brenner mit Weihrauch auf den Tisch und entzündete ihn. Das war gar nicht als Scherz gemeint, sondern ehrliche Überzeugung, dass der Weg der Seele auch sichtbar sein sollte.

Wilhelm war überzeugt von seinem Glauben an unseren dreieinigen Gott. Der Herr ist meine Stärke und mein Schild; auf ihn traut mein Herz und mir ist geholfen. Psalm 28 singt von der Gewissheit, dass mit Gott Not überwunden und Gerechtigkeit geschaffen wird. Ich finde das passend für ihn. Sein Glaube war eine Stütze für ihn. Seinem Dämon Alkohol stellte er Gott entgegen und gemeinsam konnten sie seine Sucht in Schach halten.

Wilhelm suchte den richtigen Glauben. Ich nehme an, sein ganzes Leben. Seine Freiheit überwand dabei mühelos die Grenzen von Konfessionen. Das bedeutete auch, dass er weiterzog, wenn er einem neuen Gedanken folgen wollte. Ganz im Sinne Luthers, wonach das Le-

ben eine Glaubenssuche sei und nicht ein fertiger Glaube. Der Herr ist meine Stärke und mein Schild; auf ihn traut mein Herz und mir ist geholfen.

Basta.

Ein Imperativ für ihn. Ein Eckpfeiler seines Lebens. Immer wieder neue Impulse, neue Schleichwege, neue Aufgaben. Aber dieser Eckpfeiler steht. Und in aller persönlichen Not hat sich Wilhelm darauf verlassen. Auch das hat mich beeindruckt. Nicht, weil er der einzige Mensch ist, der das erleben konnte. Sondern weil er davon erzählte und wollte, dass auch andere Menschen das erleben können.

Das, was Wilhelm ausgemacht hat, bewegt sich jetzt zu einem Ort, der ohne Leid ist, der seinem Eigensinn Raum lässt, an dem er liebt und an dem er geliebt ist. Mich macht das friedlich und tröstet mich über den Verlust eines besonderen Menschen.

Wilhelm Kurt Welzin lebt jetzt nicht mehr auf dieser Welt. Es bleibt so vieles, das in unseren Köpfen und Herzen ist, wenn wir an Wilhelm denken. Er hat Spuren hinterlassen in unseren Herzen. Er wird mir in Erinnerung bleiben als ein freier und ein liebender Mensch.

Christian Heine

Nachruf auf Henning Balzer

Beim Abschiedsgottesdienst für Henning Balzer in der Christianskirche in Ottensen war ein Hafenumfeld aufgebaut – mit Holzboxen, Sand und Tauern. Das passte zu Henning, der unkompliziert und bodenständig war: immer eng verbunden mit den Menschen in Beziehung. Zwei Frauen auf seinem Lebensweg berichten, wie sie Henning erlebt und kennengelernt haben.

Iris Stehr schreibt:

Brüder- und Schwesterntag 1987 zum Thema „Der gläserne Mensch“

„Hallo Henning! So sieht also ein großer Henning aus. Ich habe zu Hause einen kleinen Henning!“ So lernte ich Henning Balzer kennen – der Beginn einer

langjährigen Freundschaft. Obwohl Henning älter war als ich und im Gegensatz zu mir bereits lange im Berufsleben stand – 1972 ist er in den Dienst der Hamburger Sozialbehörde eingetreten und war hier in der männlichen Gefährdetenilfe tätig – hatten wir so viele Gemeinsamkeiten, dass wir das Gefühl hatten, uns ein Leben lang zu kennen.

Henning hatte zwei Kinder und zu diesem Zeitpunkt hatte ich auch zwei, das

zweite heißt Henning. Sein erster Beruf war Kunstschmied, meiner war Goldschmiedin, sein Sternzeichen Wassermann, meins auch. Er war mit dem Ruhrgebiet innigst verbunden (sechs Jahre arbeitete er in der Arbeiterkolonie Löhler-

heim in Schermbeck), ich wohnte fast nebenan in Gladbeck. Seine Examensarbeit schrieb er über Jugendkriminalität, was auch mein Schwerpunkt im Studium war. Er liebte das Fahrradfahren ebenso wie ich. Und er war Diakon wie ich (natürlich Diakonin) – also mein „Bruder“.

Henning gehörte wie selbstverständlich auch zu meiner Kernfamilie. Meine Eltern liebten ihn wie ihren eigenen Sohn. Meine Kinder und mein Mann

hatten ebenfalls in gutes Verhältnis. Wir besuchten uns regelmäßig; und so kam ein weiterer „Titel“ unserer langen Gemeinsamkeiten-Liste dazu: Schwager.

Henning lernte im Mai 1997 zur Konfirmation meines Sohnes Arne meine Schwägerin Susanne kennen. Sie verliebten sich und heirateten ein paar Monate später am 15. 9. 1997. Jetzt war Henning nicht nur mein Freund und Bruder, er war nun auch noch mein Schwager. 25



Henning Balzer
geboren am
12. Februar 1939
verstorben am
2. Januar 2023

gemeinsame, glückliche Jahre folgten. Gemeinsame Reisen, Fahrradtouren, Begegnungen aller Arten.

Henning, ein „Kerl von Mann“, groß, kräftig, voller Energien – und trotzdem: sein Herz war schwach. Sein gesundheitlicher Zustand machte uns große Sorgen. Zu allem Unglück wurde ihm seine Liebe zum Fahrradfahren zum Verhängnis. Im Oktober 2020 fiel er unglücklich vom Rad, wurde im Krankenhaus untersucht und verließ es als Pflegefall. Er konnte nicht mehr in seiner heißgeliebten Wohnung in Hamburg-Altona leben und kam dann nach einer langen Reha im Januar 2021 in die Auguste-Viktoria-Stiftung. Am 2. Januar 2023 verstarb Henning dann in aller Ruhe.

„In Hamburg sagt man tschüß“ – so der Ausklang seiner Aussegnung in der Christianskirche. Für uns alle bleibt Henning immer in unseren Herzen.

Aus der Traueransprache von Pastorin Elisabeth Waller

Es gibt eine kleine Geschichte von Spuren, die heißt: Ich ging am Ufer entlang, und Gott ging neben mir. Zwei paar Fußspuren zogen wir in den Sand. Am Ende meines Lebens schaute ich mich um und sah: Manchmal war da nur eine Spur zu sehen!

Ich schaute genauer und erkannte: Das waren die schweren Zeiten meines Lebens gewesen.

Ich sprach zu Gott: Wie konntest du mich allein lassen, als es mir schlecht

ging, warum musste ich gerade dann alleine gehen?

Mein Kind, sprach Gott, an diesen Stellen habe ich dich getragen!

Ob sich das für Henning so angefühlt hat? Getragen werden in schwierigen Zeiten?

Schwierige und manchmal harte Zeiten hat er sicher erlebt. Geboren 1939 in Lübeck, aufgewachsen mit zwei älteren und später dann mit einem kleinen Bruder. Aufgewachsen in den Kriegsjahren als Sohn des Bischofs, des gleichzeitig so dominanten wie eigentlich ständig abwesenden Vaters.

Mit der Geschichte seiner Eltern, sowohl des Vaters als auch der Mutter, die er bewunderte, hat Henning sich später sehr reflektiert und verständnisvoll beschäftigt. Da war ihm aber schon klar, dass ihre Wege nicht seine sein würden.

Und dann die Kinder- und Jugendjahre auf dem Dorf, in Uehrde. Auch keine einfache Zeit für eine Familie direkt nach dem Krieg, als alle erst wieder Fuß fassen mussten in einem ganz anderen Leben. Gut zusammenhalten mussten die Brüder – und das taten sie auch.

Dann kam die erste Berufsausbildung als Schmied. In seinen eigenen Erinnerungen sagte Henning dazu: „Merkwürdig, denn ich war so ein schlanker Kerl ohne Muckis.“

Was hat Henning gehalten, getragen, als Junge und als junger Mann? Außer der Familie, die immer widersprüchlich ist, es vielleicht sogar sein muss im Rückblick?

Gott? Wer kann das schon so sagen? Ich glaube, dass Gott jedem Menschen eine Lebenskraft mit auf den Weg gibt, eine unterschiedlich starke innere Haltung dazu, dass das Leben grundsätzlich etwas Gutes ist. Und vielleicht auch eine Vorahnung davon, dass es sich lohnt, in schweren Zeiten auszuhalten, dass Mühe, Arbeit und Lernen Gewinn bringen, und dass Hilfe dazu auch von anderen Menschen kommen kann und soll.

So hat er sie erlebt – Lehrerinnen, Meister (auch in der 2. Ausbildung zum Kunstschmied), Familie und Freunde – und in der Gemeinschaft junger Christen. Und mit einem beginnenden Gefühl für seinen eigenen Weg. Für Henning war der richtige Weg der zum Rauhen Haus, zu dem, was zu seinem großen Lebensinhalt werden sollte: seine Ausbildung zum Diakon.

In der „lebendigen Geschwisterschaft“, wie er es selber nannte, dem gemeinsamen Lernen und Leben und Arbeiten. Den Freundschaften fürs Leben, die dort entstanden. Bis dahin, dass Sie heute hier sind, um Ihren Bruder zu verabschieden.

Henning tat dies alles auf seine Weise, auf seinem eigenen Weg. „Nicht so ein Mönchstyp oder Pietätsmann“, hat er selber gesagt. Sehr handfest, den Menschen zugewandt. Fröhlich, emotional, mit schier unglaublicher Präsenz, auch mit einem gewissen Show-Talent. Eigenschaften, die Teil seiner von Gott geschenkten Lebenskraft waren und die er sich bis zuletzt bewahren konnte.

So haben Sie ihn erlebt, geschätzt, ja, geliebt. So wurde er Diakon und Sozialarbeiter, Pädagoge und Seelsorger. Mit der Nächstenliebe, die von ihm gefordert war – und mit den Fähigkeiten zur Nächstenliebe, mit der er selber von Gott begabt war.

So ging er ins Rheinland, ins Lüleheim.

So lernten Sie, Marlies, sich kennen, so wurde Henning Ehemann und Vater. Ein Mann, groß, kräftig, mitten im Leben. Am richtigen Ort zur richtigen Zeit, und macht etwas richtig Gutes.

Es gibt ein Bild in der Bibel, das einen solchen Mann beschreibt. Ich habe vorhin ja schon den 1. Psalm gelesen. Da heißt es: Ein solcher Mann ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, das gerät wohl.

Was er macht, das gerät wohl. Alles, was er macht? Ich glaube nicht, dass im Leben eines Menschen alles wohlgeraten kann. Das wäre zu viel verlangt

Wo viel Arbeit ist, da bleibt manchmal zu wenig Zeit für anderes und da leidet auch anderes und andere. Das kann die eigene Familie sein, das kann die eigene Gesundheit und das eigene Bedürfnis nach Ruhe sein.

Wir sind keine Bäume, deren Blätter nie welken. Aber wir sind alle gepflanzt an Wasserbächen, an den Wasserbächen des Lebens, für das es sich immer wieder zu arbeiten lohnt und wo es viel Gutes und Freude am Leben gibt.

Wo man die Früchte seiner Arbeit auch genießen soll. Und Freude am Leben und seinen Früchten hat Henning gehabt. Auch nach der Trennung, die ihm nicht leichtgefallen ist.

Und dann natürlich noch einmal auf besondere Weise, als Ihr beide, Susanne, Euch kennen- und lieben lerntet. Die vielen, vielen guten Jahre Eurer Ehe, Euer Zusammenwachsen und Zusammenleben in der Lisztstraße. Eure Freundinnen und Freunde, eure Reisen – auch wenn ich Schwierigkeiten damit habe, mir einen so großen Mann in einem Liegefahrrad vorzustellen ...

Gute Zeiten habt Ihr zusammen gehabt, und schwierige, nachdem Henning erst so krank war und dann klar wurde, dass seine Kraft immer weniger wurde.

Ich habe Henning im letzten Jahr kennengelernt, in der Auguste-Viktoria-Stiftung. Da ging es ihm schon ziemlich schlecht, und es war nicht mehr viel von seiner Kraft da. Aber bei unserem Gespräch vor eurer Silberhochzeit – und mehr noch an dem Tag selber, als es ihm so gut ging – da war sie da, seine Kraft, seine Freundlichkeit, seine große Liebe zur dir und seine Dankbarkeit für eure Zeit.

Seine Freude an der kleinen Andacht, den Liedern, die er so liebte, dem Segen für Euch beide. Dem Zeichen dafür, dass

Ihr zusammengehört und dass auch eure Zeit ein großes Geschenk war.

Es hat mich sehr angerührt. Er war so dankbar!

Hennings Weg hier auf der Erde ist nun zu Ende.

In der Bibel heißt es: Gott hat den Menschen die Ewigkeit ins Herz gelegt. Das hat er in der Tat getan, und darum haben wir diese Sehnsucht und diese Hoffnung auf ein Danach. Wie das aussehen mag, wissen wir nicht.

Jeder und jede von uns hat eine andere Vorstellung davon, bei jedem nimmt die Ewigkeit, die Gott von Anbeginn in unser Herz gelegt hat, andere Träume und Wünsche an. Aber jedes Bild und jeder Wunsch, den wir für Henning haben, wird mit ihm gehen. Beim Gehen an einem anderen Ufer, wo er jetzt Spuren geht.

Auf diesem Weg können wir ihn nicht mehr begleiten, aber wir können ihn diesen Weg in Frieden ziehen lassen, dorthin, wo Gott ihn hält. Eine letzte Spur, die Henning für uns hinterlässt, ist seine Überzeugung: Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

So lässt er uns unsere Wege gehen.

Amen.

*Iris Stehr, Elisabeth Waller,
Claudia Rackwitz-Busse*

Nachruf auf Carmen Friedrich

Gottes Wege sind unergründlich

In einem Leserbrief schrieb Carmen Friedrich 2012:

Samstagabend, 15. September: ein wunderbarer Festabend des Brüder- und Schwesterntages neigt sich dem Ende entgegen. Ich stelle fest, dass auf dem Buffet noch sehr viel Essen vorhanden ist und ahne, dass viel übrig bleibt. Wer mich kennt, weiß, dass ich gerne esse und dass ich Essen nicht wegwerfen mag. Die Vorbereitungsgruppe hat alles wunderbar arrangiert und so frage ich eine Schwester, was mit den Resten passiert. Es haben sich mehr Geschwister angemeldet, als dann gekommen sind. Auch scheint der gute alte Brauch, dass Studenten aus dem Brüderhaus die Reste nehmen dürfen, nicht mehr bekannt zu sein?

Ich arbeite in einer nichtkirchlichen Einrichtung mit psychisch kranken Männern und Frauen. Da ich am nächsten Tag Spätdienst habe, könnte ich dort das Essen gestalten. Mit Hilfe unserer Konvikmeisterin besorge ich Tupperdosen und Tüten. Und die Einladung an die Studenten

können wir auch noch aussprechen. Zusammen mit Brüdern und Schwestern packe ich die Leckereien ein und fülle mein Auto damit. Jetzt ist es 23 Uhr, mein Dienst beginnt erst um 13 Uhr. Zu lange, um das Essen im Auto zu lassen! Ich rufe in der Einrichtung an und bitte die Kollegen des Nachtdienstes, im Kühlschrank Platz zu schaffen. Langsam macht die Aktion Spaß. Auf nach Langenhorn! Gegen Mitternacht komme ich an und räume mit den Kollegen die Mitbringsel ein. Um 1 Uhr liege ich endlich im Bett.

Sonntag, 16. September: Beim gemeinsamen Essen haben sich alle über die leckeren Sachen gefreut und sich bei mir bedankt, dass ich an sie gedacht habe.

Auch wollten alle wissen, woher das tolle Essen gekommen ist. Und so habe ich die Geschichte erzählt und mich als Diakonin „geoutet“. Es fiel mir ganz leicht und wurde von allen positiv aufgenommen. Welch ein schöner Abschluss dieser Aktion!

Carmen war eine Frau der Tat, nah bei den Menschen in Notlagen. Ich lernte sie 1981 zu Beginn meines Studiums kennen.



Carmen Friedrich
geboren am
25. April 1958
verstorben am
29. Januar 2023

Sie, die große und lautstarke Frau, war ein Jahrgang über mir und meine Tutorin. Herzlich, pragmatisch und unkompliziert. Humorvoll war sie für uns jüngere Studierende da. So richtig aus den Augen verloren haben wir uns nicht, und es war immer ein großes Hallo, wenn wir uns trafen. Die Aktion beim Brüder- und Schwesterntag 2012 zusammen mit Carmen war großartig. Ich werde das nicht vergessen und freue mich, dass Carmen es für sich als eine diakonische Interaktion erlebt hat. Diese Erinnerung tröstet über ihren Tod.

Claudia Rackwitz-Busse

Die Nachricht aus dem Diakonenbüro vom Tod von Carmen war ein Schock für mich. Ich konnte es kaum fassen, weil sie mir zu Weihnachten noch geschrieben hatte, wie froh sie über die Entscheidung war, früher in Rente gegangen zu sein und zu ihrer Freundin nach Zimmersrode in die hessische Provinz ziehen zu können.

Am 1. Advent trafen wir uns auf Carmens Anregung bei mir zum Kaffeetrinken, zusammen mit vier weiteren Rauhäusler Schwestern. Zu dem Zeitpunkt war sichtbar für mich, dass es ihr gesundheitlich nicht so gut ging.

Ich kannte Carmen fast 44 Jahre. 1979 kamen wir beide, Jahrgang 1958, aus Nordrhein-Westfalen und zogen ins Brüderhaus. Wir erlebten eine intensive Zeit

zwischen Fachhochschule, dem Gelände des Rauhen Hauses und dem studentischen Leben im 4. und 5. Stockwerk, wo Carmen mit ihrem VW-Käfer recht präsent war.

Nach dem Studium gründeten wir zu dritt eine Wohngemeinschaft im Karolinenviertel, wo Carmen noch lange lebte. Unsere gemeinsamen Alltagswege trennten sich, als ich für eine Stelle nach Süddeutschland ging. Aber wir blieben nicht nur über Das Rauhe Haus verbunden, weil Carmen die Pflege von Freundschaften sehr wichtig war. Ich konnte mich darauf verlassen, zumindest am Geburtstag handgeschriebene Post von ihr zu bekommen.

Da sie die letzten Jahre auch in Eimsbüttel wohnte, trafen wir uns zwischendurch mal zum Eisessen. Manchmal hatte sie viel zu erzählen, und ich mochte nicht immer geduldig zuhören. Dabei zeigte sie ebenfalls ihre weiche und verletzte Seite, die weniger zum Vorschein kam als ihre direkte burschikose Art, die ich auch erfrischend fand.

Die Trauerfeier in Zimmersrode in ihrer hessischen Heimat stand unter dem Bibelwort: „Alles hat seine Zeit und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde“, welches ihr Einsegnungsspruch war. Auch wenn ihr Abschied seine Zeit und seine Stunde hatte, fand ich es zu früh.

Hildegard Scheele-Fuchs

Termine

ALLGEMEIN

1. 7. Delegiertenversammlung mit anschließendem Sommerfest der BuS
4. 7. Ältestenrat
21. 8. Sondersitzung Ältestenrat
10. 9. Einsegnung Nordkirche, Segen zur Aufnahme BuS
12. 9. 190 Jahre Das Rauhe Haus
- 28.–29. 10. Einführungstage der Evangelischen Hochschule
- 13.–14. 10. Klausurtagung Ältestenrat
11. 11. Außerordentliche Mitgliederversammlung, Wichern-Saal
13. 12. Adventskaffee, Wichern-Saal

KONVIKT HAMBURG NORD

Alle Termine sind offen und finden im Haus Bienenkorb auf dem Gelände des Rauhen Hauses statt.

23. 9. Konvikttreffen „Frühstück bei Wichern“ mit Tagesimpuls, 9–12 Uhr

KONVIKT HAMBURG OST

12. 10. Konvikttreffen am Michel,
8. 12. Adventskonvikttreffen

KONVIKT HAMBURG WEST

24. 8. Konvikttreffen, 19 Uhr
- 12.–15. 10. Klosterfahrt Benediktinerabtei Meschede
17. 10. Konvikttreffen, 19 Uhr
7. 12. Weihnachtskonvikt

KONVIKT HAMBURG SÜD

- 25.–27. 8. Klosterwochenende Amelungsborn
10. 9. Konvikttreffen zum Thema „Neue Wege“
1. 12. Adventskonvikt, Seevetal, ab 19 Uhr
11. 1. 24 Jahresplanung

KONVIKT NIEDERSACHSEN

- 15.–17. 9. Konvikttreffen in Verden, ganztägig

KONVIKT RHEINLAND/WESTFALEN

29. 9–1. 10. Matthias-Claudius-Haus, Eversberg

KONVIKT SCHLESWIG-HOLSTEIN NORD

18. 11. Konvikttreffen in Schleswig

KONVIKT

SCHLESWIG-HOLSTEIN OST/BERGEDORF

- Sept. Konvikttreffen, in Planung
9. 12. Adventliches Konvikttreffen
- Feb. 24 Konviktwochenende, in Planung

KONVIKT SÜDDEUTSCHLAND

- 13.–15. 10. Konviktfreizeit in Bad Liebenzell

KONVENT DER SENIOREN

18. 10. Kino-Café für alle Generationen

KONVENT DER STUDIERENDEN

6. 7. Fofftein, Foyer Hochschule
14. 6. Treffen der Studierenden
12. 0. Treffen der Studierenden
12. 11. Treffen der Studierenden
12. 12. Treffen der Studierenden

Beten Frauen anders?

Beten Frauen anders? Diese Frage habe ich mir gestellt, als ich das Buch „Frauen* beten“ von Katrin Brockmüller und Aurica Jax bekommen habe. Die beiden Herausgeberinnen sind katholische Theologinnen und haben Gebetstexte von Frauen gesammelt, die auf unterschiedliche Weise in Kirchengemeinden, Seelsorge, Diakonie und Bildungsarbeit tätig sind. Die Kapitel sind untergliedert in die Abläufe des Tages, des Jahres, der Lebensphasen und in Texte zu besonderen Anlässen.

Schon im Titel mit dem Genderstern wird deutlich, dass sich die Verfasser_innen durchgehend um eine geschlechtergerechte und vielfältige Sprache bemühen. Gott* wird mit allen ihren* Namen angesprochen: Lebendige, Kraft, Barmherzige, Quelle, Hirtin, Ewiger. „Welchen Namen hast du für mich? Heute? Wie kann ich dich finden, dir begegnen? Wie bist du da an meiner Seite?“ (Janina Adler, Wie ist dein Name? a. a. O. S. 11).

Die Gebete entstehen unmittelbar aus unterschiedlichen Lebenssituationen, manchmal allgemeingültig für alle Menschen, häufig bezogen auf die besonderen Erfahrungen von Frauen*: der eigene Körper, Mutter sein, Selbstermächtigung, Verzweiflung an den immer noch patriarchalen Strukturen der Kirchen. „Wohin mit meiner Wut mit meinem Frust? Hältst du es noch in dieser Kirche aus?

Katrin Brockmüller/
Aurica Jax (Hrsg.)
FRAUEN* BETEN
160 Seiten
Stuttgart 2023
ISBN 978-3-96157-191-8
€ 18,00



Oder muss ich dich woanders suchen?“ (Sr. Susanne Schneider, Niemand weiß Genaueres, a. a. O. S. 31). Traumata wie Unterdrückung, Krieg und sexualisierte Gewalt werden nicht verschwiegen, ebensowenig persönliche Schicksalsschläge. „Und doch die Zerstörung hat nicht das letzte Wort – da gibt es Menschen die mit mir gehen – ich kann tiefer sehen – es gibt einen heilen Kern in mir – da begegnest Du mir Gott“ (Barbara Haslbeck & Erika Kerstner, Gewachsen im Lande des Elends, a. a. O. S. 55).

Im Kapitel „Alte Texte neu gesprochen“ meditieren die Autorinnen über Psalmen, formulieren neue Glaubensbekenntnisse oder beziehen sich auf biblische Frauengestalten. Uns begegnen zum Beispiel Maria von Magdala, Maria und Marta, Ester, Lots Frau und die Samaritanerin: „Stille – Meinen Durst – Mit deinem lebendigen – Wasser dessen Quelle nie – Versiegt“ (Tanja Haas, Gebet der Samaritanerin, a. a. O. S. 50).

Ich fühlte mich beim Lesen von vielen Gebeten berührt, konnte eigene Erfah-

rungen, Gefühle und Gedanken wiederfinden, die ich manchmal nicht in Worten ausdrücken kann. Die Texte eignen sich nicht nur als Anregung für das persönliche Gebet, sondern für gemeinschaftliche Treffen, Veranstaltungen und Gottesdienste, zum Beispiel mit neuen Segensworten (Angelika Plümpe, April-Segen, a. a. O. S. 153):

„Gott segne unsere Viel-Seitigkeit
dass sie für uns und andere zum Segen
werde.

Gott segne unsere Sonnen- und

Schattenseiten,
damit sie unser Leben zur Reife bringen.
Gott segne den Gegenwind in unserem
Leben,
damit er uns widerstandsfähig und
kraftvoll mache.
Gott segne die hellen und die dunklen
Wolken in unserem Leben,
damit sich daran unsere Fantasie
entwickeln kann.
Gott segne den launigen April in uns.
Amen.“

Johanna Kutzke

Gartengeschichten

Ein bunter Strauß von Geschichten rund um das Thema Bebauen und Bewahren – ob im Schrebergarten, auf dem Balkon oder vor der Haustür beim „urban gardening“.

Arbeit und Entspannung, Saat und Ernte ..., und immer schwingt sie mit – die Freude und der Dank über Gottes Gaben.



Astrid Meinbrok
**DEINES GOTTES
GABEN**
Gartengeschichten
48 S., 16 x 16,5 cm, kartoniert
Norderstedt 2023
ISBN 9783760003061
€ 3,70

Zu beziehen über die Reise- und Versandbuchhandlung des Rauhen Hauses Hamburg GmbH
Tel. 040/53 53 37-0, Fax 040/53 53 37-21, www.rauhes.de

Herzliche Einladung zum Segeltörn 2024

70

Liebe Geschwister, liebe Studierende, liebe Menschen in der Kennenlernzeit, liebe alle! Ich heiße Luise, bin 26 Jahre alt, Diakonin, und gehöre zur Brüder- und Schwesternschaft. Ich habe große Lust, mit euch im Sommer 2024 in See zu stechen!

Die Idee ist, sich konviktübergreifend, mit Partner_innen, Kindern und Studierenden, gemeinsam auf die Ostsee zu wagen. Das Traditionssegelschiff Lovis ist für die gelebte Gemeinschaft bestens geeignet: „Ein 30 Meter langes Schiff mit zwei Masten, Klüverbaum, aus Stahl und Holz gebaut, mit einem 50 Jahre alten Dieselmotor, ermöglicht Erfahrungen und Erlebnisse, die so woanders nicht möglich wären.“ (www.lovis.de)

Im Sommer 2024 soll es für fünf Tage auf den Segeltörn gehen. Ihr braucht keine keine Segelerfahrung. Wir segeln mit einer erfahrenen Crew. Es entstehen Kosten für die Anreise und für die Teilnahme (ca. 350 €).

Habt ihr Lust? Dann meldet euch bitte unter diakonenbuero@rauheshaus.de. Ich werde mich mit euch in Verbindung setzen.

Beste Grüße von *Luise Westecker*

IMPRESSUM

REDAKTIONSSCHLUSS BOTE 2/23: 15. OKTOBER

Der Bote, Berichte aus der Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses, erscheint zweimal im Jahr. **Herausgegeben** von Pastor Dr. Andreas Theurich und Diakonin Claudia Rackwitz-Busse **Redaktion** Martin Krok, Johanna Kutzke, Tilman Lutz, Uwe Mann van Velzen, Claudia Rackwitz-Busse (verantw.), Maria-Katharina Schulz **Kontakt** Beim Rauhen Hause 21, 22111 Hamburg, Tel. 040/655 91-170, diakonenbuero@rauheshaus.de **Für unverlangt eingesandte Beiträge** wird keine Verantwortung übernommen. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. **Gestaltung** Johannes Groht Kommunikationsdesign **Fotos** Stefan Albrecht (2, 43), Kaan Emre (40, 42), Felicia Engelken (45), Ulrike Marthen (Titel), Arnica Mühlendyck (46, 47, 48), privat **Druck** A. S. Müller Sofortdruck, Hamburg, gedruckt auf 100% Recyclingpapier **Konto der Brüder- und Schwesternschaft** Ev. Bank, IBAN: DE79 5206 0410 0006 411738, BIC: GENODEF1EK1 **Spendenbescheinigung** auf Wunsch